

der früheren böhmischen Architektur, wie die Würfelkapitälere Seitenflächen von Bändern eingerahmt sind, beibehalten, aber an Stelle der ehemaligen Schmucklosigkeit ist doch bereits eine Anwendung von Blattwerk und von reicherer Decoration getreten. So die Kirchen von Tisnitz bei Böhmischem Brod, von Hostivar bei Prag, von St. Jacob bei Kuttenberg¹⁾, in welcher zwei Säulen, auf denen die innere Empore ruht, eine reiche ornamentale Ausstattung [zeigen und namentlich die Kirche zu Zabor bei Collin²⁾], dreischiffig, von vier Säulen getragen, aber in Charakter eines Centralbaues. Der quadrate Mittelraum wie die Nebenräume sind von rippenlosen Kreuzgewölben zwischen breiten Gurten überdeckt, über den vier Mittelsäulen steigt der Thurm auf, dessen Last durch Bögen auf die Aussenwände abgeleitet wird. Ebenso wie diese Kirche haben wir ihres Portals wegen auch die zu Podvinec bei Jungbunzlau bereits erwähnt, die vielleicht erst aus der Mitte des 13. Jahrhunderts herrührt³⁾. Sie besteht aus einem dreiseitig geschlossenen Chor und einem quadratischen Raum, der eine Vorhalle mit Empore darüber und das flachgedeckte Schiff umfasst.

Sechstes Kapitel.

Der deutsche Uebergangsstyl; die Schulen mehr constructiver Richtung.

Während in den Rheinlanden der eben geschilderte decorative Styl und im südlichen Deutschland die Neigung zu phantastischer Ornamentation sich verbreiteten, entstanden auf anderen Stellen Neuerungen fast entgegengesetzter Art, welche, anstatt auf vermehrten Schmuck hinzuführen, eher die Einfachheit und Strenge der älteren Bauten noch steigerten. Ihren localen Sitz hatte diese Richtung hauptsächlich in den niederdeutschen, flachen und nach der Meeresküste zu gelegenen Provinzen, allein sporadisch und aus besonderen Ursachen trat sie auch in anderen Theilen Deutschlands auf, und gewann mehr und mehr an Einfluss.

Schon in Westphalen⁴⁾, also in unmittelbarer Nähe des Rheinlandes,

¹⁾ Publicirt von Passavant, in der Zeitschrift von v. Quast u. Otte, Bd. 1, S. 149 u. Taf. 3.

²⁾ Publ. v. Wocel, Mittheil. II, S. 116 ff; Grueber, Mitth. I, S. 199.

³⁾ Grueber Mittheil. Bd. XVI, S. CXXII ff. — Förster, Denkmale, Bd. XII. — Angeblich sogar erst 1316 geweiht.

⁴⁾ Vgl. hier überall das bereits angeführte vortreffliche Werk von W. Lübke, die mittelalterliche Kunst Westphalens.

lernen wir diese Richtung kennen. Nirgends zeigt sich die unvertilgbare Verschiedenheit einzelner Bruderstämme desselben Volkes auffallender, als wenn man, nur wenige Stunden vom Laufe des Rheines, die Grenze überschreitet, welche die Wohnsitze des fränkischen Stammes von denen des sächsischen scheidet, und sofort andere Sprachtöne, andere Sitten und Ansichten findet. Während die Rheinländer manche Eigenschaften mit den romanischen Völkern gemein haben, während ihr rascher fließendes Blut, ihr leicht erregbarer Sinn sie für Fremdes und Neues empfänglich, nach Lebensgenuss und heiterem Schmuck begierig macht, ist in Westphalen der ruhige, verständige, nüchterne Sinn des niedersächsischen Stammes, das treue, fast eigensinnige Festhalten am Hergebrachten reiner und entschiedener ausgeprägt als in irgend einer anderen Gegend. Früher bekehrt und civilisirt als das östliche Deutschland, besass Westphalen schon im elften Jahrhundert reiche und gelehrte Klöster, deren Herrschaft sich zum Theil über weite Gebiete erstreckte, bischöfliche Schulen, in denen Wissenschaft und Kunst eifrige Pflege erhielten. Aber so lange die Bewohner des Landes fast ausschliesslich auf ihren einsamen Höfen hauseten, blieb diese Bildung auf jene geistlichen Mittelpunkte beschränkt, und erst in dieser Epoche, als die Städte zahl- und volkreicher, und durch die diesem Stamme eigene Betriebsamkeit und Sparsamkeit mächtiger geworden waren, erwachte ein höheres geistiges Leben, in welchem sich die Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters bestimmter entwickelten und Gestalt annahmen. Wie wir gesehen haben, war die Wölbung, deren Vortheile dem praktischen Sinne dieser Gegend vorzugsweise einleuchteten, schon früh in Aufnahme gekommen. Ihre ausgedehntere Anwendung führte jetzt zu weiteren Fortschritten, in welchen die Rücksicht auf einfache Zweckmässigkeit vorwaltet, zugleich aber auch der Freiheitssinn und die individuelle Selbständigkeit, welche den Bewohnern dieser Gegend eigen ist, sich in sehr mannigfaltigen Formen und Versuchen reicherer Ausstattung, immer aber mit einer charakteristischen Einfachheit und Derbheit des Schmuckes äussert. Dies Alles ergab denn einen Uebergangsstyl, der aber von dem rheinischen sich wesentlich unterscheidet, und dem Provinzialcharakter Westphalens so sehr zusagte, dass er sich noch lange erhielt und dass manche seiner Formen auch auf den gothischen Styl bei seiner späteren Annahme übergingen.

Die gewöhnlichen Basiliken, welche am Schlusse der vorigen Epoche hier entstanden, hatten, wie wir gesehen haben, häufig die von der rheinischen Weise abweichende Eigenthümlichkeit, dass darin Säulen mit Pfeilern wechselten. Von diesem Anfange ausgehend schritt man nun zu weiteren Versuchen und weiterer Ausschmückung. In einer Reihe meistens wiederum kleinerer Kirchen ist nämlich an die Stelle dieser einen Säule ein Säulenpaar getreten, das mit einem gemeinschaftlichen Kapital in der Dicke der Mauer

die Arcadenbögen trägt¹⁾. So in den Kirchen zu Boke, Hörste, Delbrück, Verne, sämmtlich zwischen Paderborn und Lippstadt gelegen, und dann etwas entfernter in denen zu Opherdike bei Dortmund und Böle bei Hagen²⁾, die letzten wohl schon vom Ende des zwölften Jahrhunderts. In der Kirche zu Hörste zeigt sich darin eine sinnige Variation, dass die zusammengestellten Säulen ungleich, die eine rund die andere achteckig, und zwar mit wechselnder Stellung gebildet sind und ihre Verbindung durch eine ausgemeisselte Hand, die ihre Kapitäle umfasst, ausgedrückt ist. Auch in reinen Pfeilerbasiliken wurden die Arcadenpfeiler zierlicher gestaltet, indem sie an den abgefaseten Ecken eine feine Halbsäule erhielten. So in den Klosterkirchen zu Lippoldsberg (auf dem rechten Weserufer) und zu Gehrden, so wie in der Stadtkirche zu Brakel bei Höxter. Während diese Bauten an der östlichen Grenze Westphalens sich dem sächsischen Style nähern, zeigt die Marienkirche zu Dortmund schon eine Pfeilerbildung, welche, von jener obenerwähnten eigenthümlich westphälischen Form ausgehend, eine organische Verbindung mit der Wölbung ausdrückt. Die Pfeiler haben nämlich auf den Stirnseiten je eine Halbsäule als Gewölbträger, unter den Scheidbögen dagegen (ähnlich wie, nur mit freistehenden Säulen, in Boke und den anderen damit verwandten Kirchen) zwei verbundene Halbsäulen, die an der Pfeilerhöhe hervortreten und den die Arcade unterfangenden Bogen tragen. Noch reicher und eigenthümlicher ist dies in der benachbarten Dorfkirche zu Brakel, indem hier auch die Gewölbträger des Mittelschiffes verdoppelt sind und zwar dergestalt, dass sich diese Verdoppelung in zwei aufeinandergestellten Stockwerken wiederholt. Um diese Zeit, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, werden auch die Portale oft überaus reich und geschmackvoll. Sie sind meist nicht von bedeutender Höhe und weichen häufig darin von der gewöhnlichen Form ab, dass die Thüröffnung nicht durch einen geraden Sturz, sondern durch einen Kleeblattbogen gedeckt ist, so dass das Bogenfeld auf die dadurch entstehenden Zwickel beschränkt wird. Das schönste dieser Portale ist das der St. Jacobskirche zu Koesfeld³⁾, welches durch den rhythmischen Wechsel von glatten und verzierten Theilen und dadurch einen besonderen Werth erhält, dass die polychromische Färbung, mit welcher die Gliederung ausgestattet war, noch sehr wohl erhalten ist. Aehnliche Portale sind das nördliche des westlichen Kreuzschiffes am Dome zu Paderborn, so wie die

¹⁾ Es ist also dieselbe Anordnung wie in der Kathedrale von Sens in Frankreich (S. 60), ohne dass man an einen Einfluss von dorther denken darf.

²⁾ Lübke a. a. O. S. III und Taf. 5.

³⁾ Lübke a. a. O. S. 147 und 37. — Abgebildet bei Kallenbach u. Schmitt, Taf. XIV.

der Pfarrkirchen zu Vreden, Recklinghausen, Metelen, Lette und St. Johannes zu Billerbeck.

Gleichzeitig wurde aber eine Form herrschend, welche ein sehr entschiedenes Zeugniß für die Richtung auf das Nützliche und Einfache giebt, der rechtwinkelige Chorschluss. Schon in der vorigen Epoche kommt er einige Male vor, jedoch nur ausnahmsweise neben der halbrunden Apsis; in der gegenwärtigen bildet er dagegen mit seltenen Ausnahmen die Regel und wurde so beliebt, dass er aus dem Uebergangsstyl in den gothischen Styl dieser Provinz übertragen wurde. Der Grund für die Annahme dieser Form war wohl schwerlich ein ästhetischer; man zog sie vielmehr vor, weil man eine durchgängige Ueberwölbung haben wollte und die Schwierigkeiten scheute, welche die runde oder polygone Apsis für eine solche verursachte. Aber immerhin zeigt die Wahl dieses Mittels und das Beharren bei dieser Form, dass man an ihrer nüchternen Erscheinung nicht Anstoss nahm. In einigen Fällen wusste man indessen diese schlichten Chorwände sehr anmuthig und constructiv richtig zu behandeln. Man versah nämlich die drei Wände des viereckigen Chorraums mit mehr oder weniger reich gegliederten Wandarcaden, über deren Gesims je ein oder mehrere Oberlichter standen. Dies gab dann die Veranlassung, dass man die Wand oberhalb des Gesimses verjüngte und mit einer davor gelegten Gallerie versah. So findet es sich sehr schön und belebt in den Domen von Osnabrück und Minden gegen Ende des zwölften oder vielleicht am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Sie beide übertrifft an edler Form und Zweckmässigkeit der Chor des Domes zu Münster. Er ist nämlich ausnahmsweise nicht rechtwinkelig, sondern mit fünf Seiten aus dem Zwölfeck geschlossen und von einem niedrigen Umgange begleitet. Dadurch erhält dann die auch viel reicher gebildete Gallerie, welche sich durch die aufsteigenden Pfeiler durchzieht, eine höhere Bedeutung und reichere Entwicklung. Die Gewölbe [und theilweise auch die Schildbögen sind rund, die Arcadenbögen spitz, die Anlage wird daher schon einige Jahrzehnte jünger sein als die der beiden anderen Dome¹⁾. Wir sehen also, dass die westphälischen Meister, wie die Erfinder des gothischen Styles, darauf bedacht waren, die Mauermassen zu erleichtern und eben dadurch plastisch zu beleben, sie schlugen aber den entgegengesetzten Weg ein, indem sie der leichter gehaltenen oberen Mauer ihre Stützen im Inneren gaben, während der gothische Styl sie nach Aussen verlegte. Sie erlangten dadurch an der Stelle, wo sie es versuchten, sehr schöne und harmonische Formen, aber freilich nicht ein so fruchtbares und vielseitig anwendbares Princip, wie es der gothische Styl besass.

Während dessen war aber eine andere, viel folgenreichere Neuerung

¹⁾ Lübke S. 126, 236, 128.

aufgekommen, die Anlage der Kirchen mit gleichhohen Schiffen, wie man sie zweckmässig benannt hat der Hallenkirchen. In Krypten, in Refectorien und anderen Sälen, auch in kleineren Kapellen¹⁾ kannte man die Zusammenstellung gleichhoher Wölbungen schon längst, bei grösseren Kirchen hatte man sie, sei es aus Anhänglichkeit an den Basilikentypus, sei es wegen der davon befürchteten Schwierigkeiten, noch nicht angewendet. Wir können als gewiss annehmen, dass es zuerst in Westphalen geschah. Nur hier finden wir diese Form schon im romanischen Style, nur hier ist sie dem Volksgeiste in dem Grade zusagend, dass sie die Basilikenform im Uebergangsstyle fast ganz und im gothischen Style völlig verdrängt. Schon diese Vorliebe lässt auf eine einheimische Entstehung schliessen, völlig entscheidend für eine solche ist aber, dass wir ihre Genesis hier und nur hier vollständig verfolgen können, sie nach mannigfaltigen Versuchen allmählig zu der völligen Ausbildung gelangen sehen, mit der sie in anderen Gegenden unvorbereitet und immer erst in Verbindung mit dem gothischen Style auftritt. Wahrscheinlich entstand der Gedanke anfangs aus haushälterischer Neigung zur Benutzung des Vorhandenen. Wie man früher die alten Pfeilerbasiliken nicht durch neue gewölbte Kirchen ersetzt, sondern überwölbt und dadurch gelernt hatte, die Wölbung vorhandenem Mauerwerk anzupassen, wollte man bei zunehmender Bevölkerung auch den Raum luftiger machen, ohne ein ganz neues Gebäude anzulegen, und erreichte dies durch Erhöhung und später zugleich durch Erweiterung der Seitenschiffe. In einer grossen Zahl von Fällen, und zum Theil in solchen, die sehr frühzeitig scheinen, können wir dies Verfahren wirklich nachweisen, mehrere Male finden wir sogar, dass nur ein Seitenschiff erhöht, das andere in der alten Gestalt gelassen ist. Es ist daher, wenn auch nicht erwiesen, doch sehr wahrscheinlich, dass solche Aenderungen dem Neubau ähnlicher Kirchen vorhergegangen sind.

Auch bei diesen schloss man sich anfangs noch völlig an den Basilikentypus an, und entfernte sich erst nach und nach von demselben, als man die Vortheile und Erfordernisse der neuen Anordnung besser kennen lernte. Zuerst behielt man die Grundverhältnisse der Basilika vollständig bei, die schmale Anlage der Seitenschiffe, die quadraten Gewölbe, sogar mit Rücksicht auf den bisherigen Gebrauch die zwischen die Gewölbpfeiler gesetzte Arcadensäule. Die Seitenschiffe hatten daher ganz dieselben Gewölbstützen und Gewölbfelder wie bisher; man legte diese nur etwas höher, wodurch dann die Säule bei gleicher Stärke schlanker und die obere Wand des Mittelschiffes über den beiden Arcaden jedes quadraten Gewölbes auf ein kleines unausgefülltes Bogenfeld beschränkt wurde, dem natürlich die Ober-

¹⁾ Die Bartholomäuskapelle in Paderborn, die Kirche zu Melverode bei Braunschweig und die Kapelle von Ramersdorf sind schon in dieser Beziehung angeführt.

lichter fehlten¹⁾. Dies findet sich in der kleinen Kirche zu Derne bei Dortmund nicht lange nach dem Anfange dieser Epoche mit durchgängiger Anwendung des Rundbogens, in St. Servatius zu Münster, St. Jacobus zu Koesfeld, in der Klosterkirche von Langenhorst, in St. Johannes in Billerbeck, in Leg-

den, in St. Marien (der sogenannten Marktkirche) und St. Nicolaus zu Lippstadt mit Spitzbögen an den Arcaden und meistens auch an den Gewölben bei rundbogigen Fenstern. In den beiden letztgenannten Kirchen ist zu erkennen, dass die Seitenschiffe früher niedriger waren, bei den anderen scheint ihre jetzige Höhe ursprünglich.

Bei mehreren derselben ist es erweislich, bei allen wahrscheinlich, dass sie im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts entstanden sind. Die Anwendung des Spitzbogens empfahl sich hier schon dadurch, dass sie jenes unbeleuchtete Bogenfeld verkleinerte und dem Mittelschiffe mehr von dem Lichte der Seitenschiffe zukommen liess. Da dies Bogenfeld das Mittelschiff verfinsterte und die Zwischensäule als Stütze der oberen Wand unentbehrlich war, so musste man wünschen, beide zu beseitigen und den Durchblick bis zu der Gewölbhöhe des Seitenschiffes offen zu lassen. Dies war indessen unmöglich, so lange man neben dem quadraten Gewölbe zwei Seitengewölbe anlegte,

und konnte nur geschehen, wenn man, von dem Herkommen quadrater Wölbung abgehend, den länglichen und schmalen Raum neben jedem Gewölbfelde des Mittelschiffes mit einer Wölbung bedeckte, welche keiner mittleren

Fig. 82.

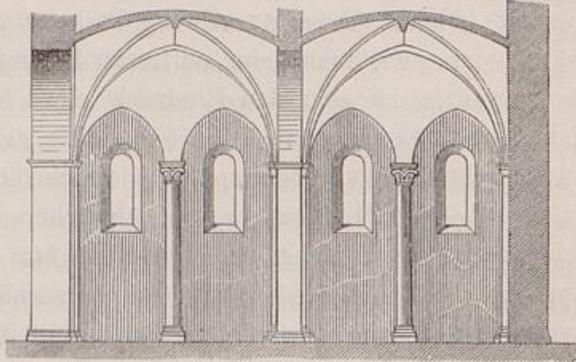
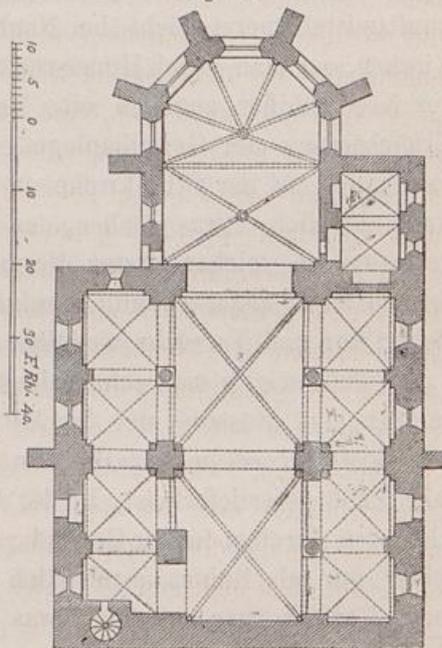


Fig. 83.



St. Servatius, Münster.

¹⁾ Vgl. Lübke S. 144 ff. und Taf. X.

Stütze bedurfte. Dies geschah dann anfangs in sehr origineller Weise. In einigen Kirchen (St. Maria zur Höhe und St. Thomas in Soest, nebst den Kirchen zu Rüthen und zu Enniger im Münsterlande) hat man den Seitenschiffen halbe Kreuzgewölbe gegeben, deren Scheitelpunkt sich an das Mittelschiff anlehnt und die, da zu den Diagonalgurten eine von einem Wandpilaster aufsteigende mittlere Gurte hinzukommt, eine muschelförmige Gestalt haben. Diese Anordnung ist zwar ganz zweckmässig, da dies Gewölbe sich dem Schub der mittleren Kreuzgewölbe entgegenstemmt, allein sie gewährte zu sehr den Eindruck eines Nothbehelfs, als dass man sich dabei beruhigen konnte. Man gab daher den Seitenschiffen Tonnengewölbe mit einschneidenden Stichkappen, wie sich dies unter anderen an den Kirchen zu Balve und Plettenberg in ähnlicher Weise wie an der früher beschriebenen Dorfkirche zu Meverode bei Braunschweig findet. Endlich kam man auf den Gedanken, den Seitenschiffen, abweichend von dem bisherigen Gebrauche, fast gleiche Breite mit dem Mittelschiffe zu geben, wodurch man in ihnen Gewölbe erhielt, welche bei fast quadratischer Form mit Hülfe des Spitzbogens ohne Schwierigkeit fast dieselbe Höhe erlangten wie die des Mittelschiffes. Wahrscheinlich kam man auch auf dieses Auskunftsmittel zuerst nicht bei Neubauten, sondern bei Herstellungen älterer Kirchen, wo man durch Hinausrücken der Seitenwände bis an die Vorderseite des Kreuzschiffes zugleich eine Vergrösserung des Flächenraumes und die Erleichterung der Gewölbanlage erlangte. Diese Art der Erweiterung hat namentlich an der Stiftskirche zu Ober-Marsberg im Jahre 1233¹⁾ und, wahrscheinlich etwas früher, an der Münsterkirche zu Herford stattgefunden, an welcher letzten die mannigfaltigen Wölbungsarten und Fensterformen sehr augenscheinlich zeigen, dass der Meister seiner Sache nicht sicher war und Versuche anstellte.

Indessen gab man sehr bald auch bei neuerbauten Kirchen den Seitenschiffen eine grössere, der des Mittelschiffes sich annähernde Breite. So in der Klosterkirche zu Barsinghausen am Deister, bei welcher das Stiftungsjahr 1203 überliefert ist, in der Kirche zu Methler und einigen anderen kleineren Kirchen in der Gegend von Dortmund, und endlich in der schönen, leider nur als Ruine bestehenden Stiftskirche St. Marien zu Lippstadt, deren Fenster zwar auf eine etwas spätere Zeit hinweisen, deren Pfeiler und Grundmauern aber schon gleich nach der Vollendung des noch völlig romanischen Nonnenchors, mithin spätestens um 1230, angelegt zu sein scheinen. In anderen Fällen, wie bei der Dominikanerkirche und bei St. Johann zu

¹⁾ C. Becker theilt im D. Kunstblatt 1855, S. 141 eine (sowohl Lübke als mir selbst entgangene) Inschrift mit, nach welcher die Kirche nach einem Brande von 1230 drei Jahre darauf hergestellt sei.

Warburg und bei den Kirchen zu Wickede und Huckarde sind die Seitenschiffe zwar wieder von schmalerer Form, indessen wurde doch jene breitere Anlage so beliebt, dass sie sich in Westphalen, abweichend von dem Herkommen der meisten anderen Gegenden, in welchen Hallenkirchen aufkamen, auch unter der Herrschaft des gothischen Styles erhielt.

In den meisten dieser Kirchen sind nur die Gewölbe und Arcaden spitz, die Fenster dagegen rundbogig. So findet es sich namentlich noch in der erst 1223 gestifteten, freilich sehr rohen und schmucklosen Kirche zu Elsey an der Lenne. Bald wandte man aber auch an den Fenstern, theils um sie auf beschränktem Raume zu erhöhen, theils wie es scheint bloss zur Abwechslung, den Spitzbogen an. An der Kirche zu Barsinghausen sind die Fenster innerlich rund, äusserlich mit einer schwach hervortretenden Spitze, am Münster zu Herford höchst verschieden, theils rund, theils spitz, theils mit einem Kleeblattbogen bedeckt, in St. Maria zur Höhe in Soest auf der einen Seite rundbogig, auf der anderen spitz, hier aber äusserlich von einem Kleeblattbogen umschlossen, dessen Ecken sich über den oberen Theil des Fensters hineinbiegen und dasselbe theilweise verdecken. An den Kirchen zu Wickede, Huckarde, Methler, Albersloh¹⁾, welche indessen sämmtlich wohl schon dem zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts angehören, sind endlich alle Fenster spitz. Häufig sind sie mit einem Rundstabe eingefasst, der ohne Kapitäl herumläuft aber an verschiedenen Stellen durch Ringe getheilt ist. Meistens stehen sie gruppenweise, zu zweien oder dreien zusammengestellt; in Methler und Wickede sind diese Fensterpaare mit spitzbogigen Blenden bedeckt, die zwischen beiden auf einer Console ruhen. Die Aussenmauern sind mehrentheils mit Lisenen und mit dem Bogenfriese in runder oder spitzer Form ausgestattet. Die Ornamentation ist nicht gerade arm, oft vielmehr wild phantastisch, aber ohne feineres Gefühl, und, besonders an der schon genannten Höhenkirche zu Soest, ungewöhnlich derb und bizarr. Die Gewölbefelder sind immer von schweren eckig profilirten Gurten getrennt, meistens auch mit Rippen in Gestalt eines derben Rundstabes versehen, die aber oft bloss als Zierden zum Scheine vorgelegt sind. Häufig sind die Wölbungen sogar kuppelförmig, aber doch mit Rippen in Stuck bekleidet²⁾. Mehrere Male sind diese Rippen vermehrt und zu

¹⁾ Vgl. Organ für christl. Kunst, 1869, mit Abb.

²⁾ Dies ist in dem spätromanischen Nonnenchor der Stiftskirche St. Maria zu Lippstadt, wo die Rippen und der Bewurf zum Theil abgefallen sind, vollständig zu sehen. Aehnlich wie Viollet-le-Duc (Diet. I. S. 186), und noch stärker als dieser hat sich ein anderer berühmter Architekt, Hübsch, im D. Kunstbl. 1855, S. 186 in der Anm., für die Ansicht ausgesprochen, dass die Rippen „nicht aus einem constructiven Beweggrunde entstanden sind, sondern lediglich eine decorative Veranlassung haben, um nämlich den beliebt gewordenen, vom Boden aufsteigenden vielen dünnen Blend-

einer eigenthümlichen Verzierung benutzt, indem die Diagonalen zwar bis zum Schlusssteine fortgesetzt, die von den Seiten der Quergurten und Schildbögen ansteigenden Rippen aber, ehe sie jene erreichen, abgebrochen sind, indem sie innerhalb eines durch einen Rundstab in einiger Entfernung vom Schlussstein gebildeten Kreises mit einer Blume endigen. Dies findet sich namentlich an der Kirche St. Johannes zu Billerbeck, im Chor der Kirche zu Legden und an der Vierung des Kreuzes in der Pfarrkirche St. Maria zu Lippstadt, ähnliches, z. B. die Umschliessung des Schlusssteines mit einer Raute und einem Kreise, an anderen Orten. Häufig sind auch in einer und derselben Kirche einige Gewölbe mit Rippen, andere ohne solche, und eben so häufig die Rippen mit einzelnen, an gewissen Stellen angelegten Schilden verziert¹⁾. Auch herabhängende Schlusssteine finden sich einige Male, so dass der Gedanke decorativer Benutzung der Gewölbe, der in anderen Gegenden erst im vierzehnten Jahrhundert aufkommt, hier, freilich in anderer Weise, frühzeitig auftaucht. Dagegen sind die Pfeiler in den meisten dieser Bauten gleich und in einer dem Systeme der Hallenkirchen wohl entsprechenden, sehr regelmässigen und constructiv richtigen Gestalt aus viereckigem Kern kreuzförmig gebildet, in den Ecken schwächere, auf den vier Seiten stärkere Halbsäulen, alle mit attischer Basis und mit dem Eckblatte und von einem kurzen Kapitälgesimse umgeben, das mit gleichmässigem

säulen einen Scheindienst zu verleihen.“ Vielleicht soll damit mehr eine technische Meinung über den wirklichen Nutzen der Rippen, als eine historische über die Absicht der Baumeister des Mittelalters ausgesprochen sein. Vom historischen Standpunkte würde sich dagegen einwenden lassen, dass gerade die französischen Meister des frühgothischen Styls keine Blendsäulen vom Boden aufführten, sondern die Gewölbdienste sehr mühsam auf den Kapitälern der Säulen anbrachten, was sich nur durch ihre Meinung von der constructiven Bedeutung dieser Dienste und der auf ihnen ruhenden Rippen erklären lässt. Vom technischen Standpunkte aus dürfte zu bemerken sein, dass wenigstens die frei untergelegten Rippen, welche sich selbst tragen, dem Gewölbe als Verstärkung, oft auch als Lehrbögen dienen mussten, und dass in vielen Fällen (wie Viollet-le-Duc es schon für die Bauten aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bezeugt und wie es später oft augenscheinlich der Fall ist) die Kappen wirklich auf den Rippen ruhen. Einen Beweis dafür, dass die deutschen Meister vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Rippen nicht als eine Rechtfertigung der Säulen, sondern diese als Stützen der Rippen ansahen, geben viele Bauten des Uebergangsstyls, z. B. die Vorhalle im Kloster Maulbronn (s. Eisenlohr's Werk über dasselbe), in welchen auch die Diagonalrippen halbkreisförmig, aber, weil sie einen grösseren Halbmesser haben als die Quergurten, bedeutend grösser und deshalb auch die Säulen, welche sie tragen, bedeutend niedriger gehalten sind, als die für die Quergurten und Schildbögen bestimmten; eine Ungleichheit, die man aus decorativen Gründen vermieden haben würde und später wirklich vermied, die daher zeigt, dass man es mit dem Constructiven sehr ernsthaft meinte.

¹⁾ Lübke a. a. O. Taf. X.

einfachem und derbem Blattwerk besetzt ist. Der Chorschluss ist, wie erwähnt, in den meisten Fällen rechteckig, das Innere im Ganzen schlicht, hell beleuchtet, regelmässig, die Breitenrichtung vermöge der grösseren Breite der Seitenschiffe, des Fortfallens oder doch der verminderten Bedeutung der Kreuzschiffe und der meist nicht bedeutenden Höhe der Schiffe überwiegend. Der Uebelstand, der in dem Systeme der Hallenkirchen durch die grosse Masse des gemeinsamen Daches entsteht, ist mehrere Male dadurch beseitigt, dass die einzelnen Abtheilungen der Seitenschiffe eigene Giebel und Dächer erhalten haben.

Dieser einfache Uebergangsstyl erhielt sich in Westphalen sehr lange und vermischte sich zum Theil noch mit den Formen des entwickelten gothischen Styls. So zeigt er sich auch an dem bedeutendsten Gebäude dieser Gruppe, am Dome zu Paderborn¹⁾. Offenbar ist dieser nicht aus einem Gusse, sondern durch die Arbeit verschiedener Jahrhunderte entstanden. Das Langhaus hat wieder die einfache Anlage der Hallenkirchen, im Mittelschiffe fast quadratische Gewölbefelder, da der Pfeilerabstand etwa vier Fünftel der Breite beträgt, Seitenschiffe von fast zwei Dritteln der Breite des Mittelschiffes, Pfeiler von kreuzförmiger Anlage mit breitgestalteter Basis, Eckblättern und Kapitalgesimsen, ähnlich wie in Ober-Marsberg, dabei aber mächtige Fenster mit derbem, aus Rundstäben gebildetem Maasswerke, welches die Kenntniss des entwickelten gothischen Styles verräth. Der Chor ist rechtwinkelig geschlossen, ebenso das südliche Kreuzschiff, während das nördliche polygonförmig mit fünf Seiten des Zwölfeckes und durchweg in frühgothischen Formen errichtet ist. Die Geschichte berichtet zuerst von einem 1068 geweihten Bau, aus welchem nur der alterthümliche mächtige Westthurm erhalten ist²⁾. Eine an ihn anstossende Pfeilerstellung zeigt noch einfach romanische, aber doch schon spätere Form, und wird daher dem Bau, der eine Weihe im Jahre 1143 zur Folge hatte, zuzuschreiben sein. Aus späterer Zeit wissen wir nur von einem bedeutenden Brande im Jahre 1263, und von einer nach demselben erfolgten Herstellung, aus welcher ohne Zweifel die jetzigen Gewölbe und die Seitenmauern mit ihren Strebepfeilern und Maasswerkfenstern stammen. Zweifelhaft ist dagegen, ob man diesem Herstellungsbau auch die ganze Anlage des Langhauses und die Verwandlung der älteren Basilika in eine Hallenkirche beilegen muss, wie Einige angenommen haben, wogegen aber die Form der Pfeiler und die dadurch bedingte sehr mässige Gewölbhöhe zu sprechen scheinen. Wahrscheinlicher ist daher, dass schon vor jenem Brande eine Hallenkirche bestand, welche entweder in langsamer Fortsetzung des Baues nach der irgend einem

¹⁾ Lübke a. a. O. S. 173 und Taf. XIII.

²⁾ Vgl. Bd. IV, S. 394.

Theile im Jahre 1143 ertheilten Weihe, oder durch einen von derselben unabhängigen, historisch nicht überlieferten Neubau in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts errichtet war, und deren solide Pfeiler den Brand von 1263 überdauerten und für die nach demselben erfolgte Herstellung maassgebend waren¹⁾. Dies wird man um so mehr anzunehmen geneigt sein, wenn man mit ihnen den polygonen Ausbau des nördlichen Kreuzarmes vergleicht, dessen Wandsäulchen schon zierliche Kapitälẽ mit frühgothischem Laubwerk haben, während das Fenstermaasswerk noch in ganz gleicher Weise wie das reichere in den Fenstern des Langhauses aus Rundstäben mit Kapitälẽ gebildet ist und auch die Gewölbrippen noch nicht die scharfe gothische Profilirung zeigen. Dieser Ausbau möchte daher eben so wie jene Fenster der Herstellung vom Jahre 1263 zuzuschreiben sein, welcher dann aber die in ganz anderem Geiste behandelten Pfeiler unmöglich angehören können. Auf einen Bau in der Zwischenzeit von 1143 bis 1263 deutet auch das nördliche Portal des westlichen Querarms, welches den vollendeten, aber noch rein romanischen Styl vom Ende des zwölften Jahrhunderts zeigt, während das südliche²⁾ zwar noch rundbogig (sei es mit Benutzung einer älteren Anlage oder im Anschluss an die rundbogigen Formen der spätromanischen Vorhalle), aber in einer Weise verziert ist, welche die Kenntniss des entwickelten gothischen Styls voraussetzt.

Diese Beispiele werden genügen, um die Eigenthümlichkeit des westphälischen Uebergangsstyls zu zeigen, der, wenn auch weniger malerisch und reich als der rheinische, doch in vielen Beziehungen, namentlich durch die Erfindung der Hallenkirchen, einen wesentlichen Einfluss auf die ganze spätere Entwicklung der Architektur in Deutschland ausgeübt hat. Auch sehen wir ihn schon jetzt auf dem Wege weiterer Verbreitung in der Metropolitane des Nordens, in Bremen, wo der Chor des Domes³⁾, rechtwinkelig mit Mauernischen und einem darauf ruhenden Umgange, denen von Minden und Osnabrück gleicht.

Eine verwandte, aber doch wieder abweichende Richtung bildete sich in den übrigen Ländern des nördlichen Deutschlands, welche sich von der Weser an bis zu den östlichsten Grenzen deutscher Zunge, der Meeresküste entlang und weiter binnenwärts bis zum Fusse der nächsten Berge hinziehen. Die Bewohner dieser Gegenden gehören, wie die von Westphalen, dem niedersächsischen Stamme an, sie unterscheiden sich aber von diesen

¹⁾ Dr. W. E. Giefers, der Dom zu Paderborn, 1860, S. 20, giebt die Ablassurkunde vom Jahr 1267, welche von einer Zerstörung durch Brand spricht.

²⁾ Moller's Denkmäler Theil I, Taf. 17.

³⁾ Abbildungen bei H. A. Müller, der Dom zu Bremen, 1861.

insofern, als sie nicht in uralten Sitzen hausen, sondern mehr oder weniger Kolonisten sind, welche das Land den Wenden oder doch der unwirthlichen Natur abgewonnen haben. Dazu kommt in baulicher Beziehung der wichtige Unterschied, dass der natürliche Stein, der dort in Fülle gebrochen wird, in diesen Flachländern fehlt, und dass daher grössere Bauunternehmungen hier nur mit Hülfe künstlicher Steine gedeihen konnten. In der vorigen Epoche hatten diejenigen Theile dieses grossen Gebietes, die damals schon zu Deutschland gehörten, in künstlerischer Beziehung noch nichts geleistet. Sie waren zu arm, zu dünn bevölkert, zu sehr mit der harten Arbeit, Wälder und Sümpfe in urbares Land zu verwandeln, beschäftigt gewesen. Man hatte daher auch die Kirchen meistens nur nothdürftig aus Holz erbaut und in den seltenen Fällen, wo man über reichere Mittel verfügen konnte, mit weit hergeholten Hausteinen¹⁾ in der Weise der südlicheren Gegenden gearbeitet. Sehr bald wird man wohl auch Ziegel angewendet haben, da die Fabrication dieses für solche Gegenden so nützlichen Materials am Rheine aus römischer Zeit her in fortwährender Uebung geblieben und in anderen Gegenden Deutschlands auch wenigstens versucht war²⁾. Allein wie selten oder unbedeutend diese Bauten gewesen sein müssen, ergibt sich schon daraus, dass sie sämmtlich durch spätere Anlagen verdrängt sind.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse seit dem Beginne dieser Epoche, als die Länder an der Elbe und östlich von derselben, die bisher theils ganz von Wenden bewohnt, theils doch durch die beständigen Einfälle dieser heidnischen Nachbarn beunruhigt waren, von deutschen und niederländischen Kolonisten besetzt und so grosse geschlossene Territorien gebildet wurden, in welchen Ortschaften und Klöster mit baulichen Bedürfnissen und mit grösseren Mitteln zur Befriedigung derselben erstanden. Den Mangel an Hausteinen ersetzte man auch hier anfangs theils durch Holz, theils durch Feldsteine. Bald aber wurde die Anwendung von Ziegeln allgemein. Feldsteine wurden nunmehr nur zu kleineren Gebäuden oder zu Grundmauern verwendet, Hausteine anfangs, wo es die Mittel gestatteten, aus den sächsischen Gegenden herbeigeführt, um daraus die feineren, der Sculptur bedürftigen Details zu bilden, später aber, um diese Kosten zu ersparen, durch Ornamente, welche sich mit Formsteinen bilden liessen, ersetzt³⁾.

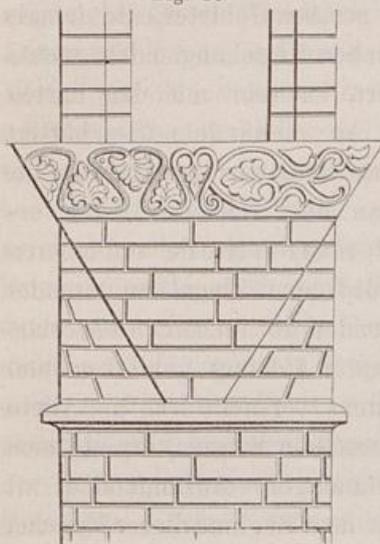
¹⁾ So nach ausdrücklichen Zeugnissen (Fiorillo a. a. O. II, 107) unter den Erzbischöfen Bezelin und Adalbert in der Mitte des elften Jahrhunderts am Dome zu Bremen und später unter Heinrich dem Löwen an dem zu Bardewyk im Lüneburgischen.

²⁾ Schon Bischof Bernward von Hildesheim legte im Anfange des elften Jahrhunderts Ziegelbrennereien an. (Lateres ad tegulam, propria industria, nullo monstrante, composuit. Leibnitz Ser. I, 444).

³⁾ Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die niederländischen Kolonisten, welche in

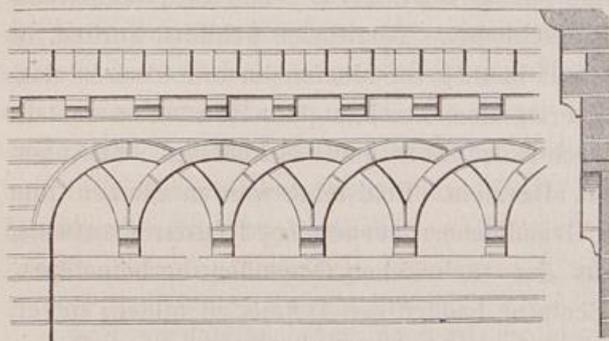
Schon der romanische Styl erhielt hier durch den Einfluss des Materials einen anderen Charakter. Die Zufälligkeiten, welche bei der Anwendung des natürlichen Steins durch die verschiedene Beschaffenheit desselben und durch die Individualität der Arbeiter herbeigeführt waren, fielen fort, der Bau wurde regelmässiger und einfacher. Auf den Reichthum von Sculpturen,

Fig. 84.



Klosterkirche zu Jerichow.

Fig. 85.



Bogenfries aus Jerichow.

auf die Ornamente, in welchen die runde Linie vorherrschte, musste man verzichten, alles auf gerade Linien reduciren. Selbst das Würfelkapital, so einfach es war, büsste die volle Rundung seines unteren Theiles ein, und verwandelte sich in einen mehr geradlinigen Körper, dessen Ecken nach unten zu abgeschrägt waren. Es entstand an Stelle des rundschildigen ein trapezförmiges Kapital, welches freilich durch den Mangel der Ausladung die Wirkung des Würfelkapitals nicht erreichte und den Eindruck des Nüchternen macht. Dennoch war diese, mancher Abwechslung fähige Form dem Ziegelbau so zusagend, dass sie sich über das ganze nordöstliche Deutschland verbreitete und sich bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts neben manchen Elementen des frühgothischen Styls erhielt¹⁾.

Wie das Würfelkapital erlitt auch der Rundbogenfries hier eine Veränderung, aber in entgegengesetzter Richtung; während jenes einfacher wurde, wurde er reicher, indem man ihn statt aus einer einfachen Reihe

der Mitte des 12. Jahrhunderts sich in der Mark Brandenburg niederliessen, die Fabrikation und Anwendung von Backsteinen befördert haben. Adler, die niederländischen Kolonien der Mark Brandenburg, Märkische Forschungen, Bd. VII, 1861; ders. Mittelalterl. Backstein-Bauwerke des Preussischen Staates, Berlin 1862, S. 33 f., 36 f. — A. v. Wersebe, Niederländische Kolonien im nördlichen Teutschland. Allein die weitere Ausbildung des Ziegelbaues fällt in eine spätere Zeit und erlangte eine Höhe, welche sie in den Niederlanden niemals erreichte.

¹⁾ Beispiele und Abbildungen in dem lehrreichen Aufsätze von v. Quast: „Zur Charakteristik des älteren Ziegelbaues in der Mark Brandenburg“, im deutschen Kunst-

aus zwei, gleichsam übereinander gelegten und sich durchkreuzenden Bogenreihen bildete. Dieselbe Form haben wir in England kennen gelernt, sie findet sich aber auch in der lombardischen Ebene, und ist gewiss nicht, wie man annehmen könnte, aus einer dieser entfernten Gegenden in die andere übergegangen, sondern überall selbständig, aber aus gleicher Ursache entstanden. Sie hatte überall den Zweck, den Mangel kräftiger plastischer Ornamente durch reicher gebildete flache zu ersetzen. In England war dieser Mangel eine Folge des einheimischen Geschmackes, in der Lombardei aber bediente man sich, wie in unserem deutschen Norden, der Ziegel, welche freie Plastik versagten, dafür aber, sobald man Formsteine zu bilden gelernt hatte, die Ausführung reicherer Linienornamente ohne grosse Anstrengung gestatteten¹⁾.

Einige der Formen, welche in anderen Gegenden den Uebergangsstyl charakterisiren und dem gothischen Style vorarbeiteten, kamen hier ziemlich früh in Aufnahme. Die Wölbung erregte schon dadurch geringe Schwierigkeiten, dass man nicht, wie in den Gegenden des Steinbaues, verschiedener Materialien, eines stärkeren und schwereren Steines zu den Mauern und eines leichteren zu den Gewölben, bedurfte, und dieselben Ziegel hier wie dort genügten. Nachdem man an den senkrechten Mauern die verbindende Kraft des Mörtels kennen gelernt hatte, lag es nahe, darüber hinauszugehen und nach der gegenüberstehenden Mauer hin eine ähnliche Arbeit zu versuchen. Gab es doch, um die Thüröffnungen in Ziegeln zu decken, kein anderes Mittel als die Wölbung; wie leicht wurde man darauf hingeführt, auch ganze Wände in ähnlicher Weise zu verbinden. Auch der Spitzbogen sagte dem Material zu; die gebrochene Linie ist in Ziegeln leichter herzustellen, als die kreisrunde. Endlich kam der Backsteinbau ganz von selbst auf ein Vorherrschen des Verticalen, weil er bedeutende Ausladungen nicht gestattet, und weil die natürliche Horizontallinie mächtiger Steinlagen ihm fehlt. Aber freilich unterschied sich dieser Uebergangsstyl sehr wesentlich von dem der westlichen Gegenden. Er war nicht der Nachfolger geschmückter

blatte 1850, S. 229 ff. Kugler, der diese Kapitälform in Pommern und auf der Insel Rügen fand, vermuthet, dass sie aus Dänemark stamme, von woher Rügen das Christenthum empfangen hatte und zu welchem Pommern im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts noch in abhängigem Verhältnisse stand (Kunstgesch. 2. Aufl. S. 500); indessen spricht die weite Verbreitung gegen diese Herleitung. — Hauptwerk für den norddeutschen Backsteinbau, zunächst der Mark Brandenburg, das angeführte Werk von F. Adler, Mittelalterliche Backsteinbauwerke des Preussischen Staates, I. Band, Berlin 1862, nebst Fortsetzung als Suppl. der Zeitschrift für Bauwesen.

¹⁾ Ausser den unten näher beschriebenen Kirchen sind die St. Marienkirche zu Salzwedel und die Klosterkirche zu Neu-Ruppin Beispiele früher Anwendung des sich kreuzenden Rundbogenfrieses. v. Quast a. a. O. S. 240.

romanischer Formen, er hing nicht mit dem Bestreben nach Mannigfaltigkeit und Zierde zusammen, er behielt den strengen Charakter der bisherigen rundbogigen Bauten bei, steigerte denselben sogar durch den spröden Ausdruck des schlichten Spitzbogens.

Neben der Eigenthümlichkeit des Materials hatten aber auch der Charakter der Einwohner und die Gestaltung der Verhältnisse einen wesentlichen Einfluss auf die architektonischen Formen. Die deutschen Kolonisten, welche sich in diesen wendischen Marken niederliessen und die Eingeborenen entweder verdrängten oder mit sich verschmolzen, kamen meistens aus Niederdeutschland, aus Holland, Westphalen oder aus den früher kolonisirten Gegenden zwischen der Weser und Elbe; sie brachten daher den schlichten und nüchternen Sinn des niederdeutschen Stammes mit sich, dessen Einwirkung auf die Architektur wir in Westphalen kennen gelernt haben, und bildeten ihn durch ihre Eigenschaft als Ansiedler, die vor Allem auf das Nützliche und Zweckmässige bedacht sein mussten, noch mehr aus. Dazu kam aber noch, dass diese Niederlassungen einen völlig militärischen Charakter hatten. Der Markgraf trat nicht mit den bedingten, allmählig und privatrechtlich erworbenen Rechten auf, wie die Landesherren in den inneren Provinzen Deutschlands; er war mit militärischer Obergewalt vom Kaiser beliehen, hatte keine Dynasten, keine freien Städte, nicht einmal freie Bauern zu berücksichtigen. Seine erste Aufgabe war, das Land zu besetzen, es gegen Einfälle und Aufstände der besiegten Wenden zu sichern. Ueberall stiegen daher Burgen auf, deren Befehlshaber und Besatzung statt des Soldes zu ihrem Unterhalte mit den umherliegenden Ländereien belehnt wurden und diese durch die unterworfenen Wenden oder mitgebrachte deutsche Hörige bearbeiten liessen. In den Burgen waren die Kirchen der Umgegend, neben ihnen lagen die Wohnungen der belehnten Burgmannschaft, sammelten sich die Gewerbtreibenden, deren man bedurfte; sie wurden die festen Punkte deutscher Civilisation im slavischen Lande, die späteren Städte. Das ganze Land stand also unter militärischer Disciplin, alle Verhältnisse waren gleichförmig wie der flache Boden, auf dem sie entstanden; von jener Mannigfaltigkeit verschiedener Berechtigungen, welche die älteren deutschen Provinzen enthielten, war hier eben so wenig eine Spur, wie von den Bergen, welche jene oberen Gegenden beleben. Diese eigenthümlichen Verhältnisse gaben natürlich auch dem Charakter der Bewohner ein bestimmtes Gepräge, eine knappe, militärische Haltung, welche auf die Architektur um so mehr übergehen musste, als sie ihre erste Schule an den Burgen und an befestigten Kirchen machte, als selbst die Klöster, welche in diesen Gegenden gegründet wurden, Befestigungen nicht entbehren konnten. Ueberdies gehörten die meisten dieser Klöster dem neugestifteten Cistercienserorden an, der auch hier in gewohnter einfacher Weise baute und auf den einheimischen Geschmack

in dieser Richtung einwirkte¹⁾. Es entstand aus allem diesem ein Styl, welcher auf den Luxus plastischer Ornamente verzichtete, dafür aber das Verdienst einer consequenten, wo möglich grossartigen Haltung und präciser Ausführung hatte.

Von den ältesten Bauten in Feldsteinen ist nur wenig erhalten, und dieses beschränkt sich meist auf den Unterbau der Thürme, welche vor der Front später erneuerter Kirchen emporstiegen. Die unteren Partien des Westbanes der St. Godehardskirche zu Brandenburg²⁾ sind noch ein Rest der zwischen 1158—1161 errichteten Kirche, auch der Westbau des Doms in Havelberg³⁾ gehört dem 12. Jahrhundert an. Verhältnissmässig spät, in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts, ist der Westbau der Nicolaikirche in Berlin entstanden, welcher bereits Formen des Uebergangsstyls, allerdings bei sehr derber Behandlung, in diesem spröden Material zeigt, das sich auch noch längere Zeit hindurch an Dorfkirchen und an Nebengebäuden erhielt. Der Granitbau, theilweise schon mit dem Backsteinbau verbunden, herrscht sodann in der kleinen Klosterkirche zu Krewe in der Altmark, die 1157 begonnen, aber nach späteren Bränden vielfach umgestaltet ist. Hier treten, mit viereckigen Pfeilern wechselnd, derbe Rundpfeiler auf, grob aus Granit zugehauen, mit einer Schräge unter der Deckplatte, welche die einzige Kunstform bildet. Während Mittelschiff und Langchor ursprünglich flach gedeckt waren, besaßen die Seitenschiffe schlichte Tonnengewölbe, so dass wir hier den ältesten Gewölbebau der Mark haben⁴⁾.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts bürgerte sich nun der Ziegelbau ein, aber zunächst kam die Wölbung keineswegs mit ihm zugleich in Aufnahme, man begnügte sich vielmehr, wie es damals im östlichen Deutschland meistens geschah, mit gerader Decke. Dies zeigt die älteste consequent durchgeführte Backstein-Kirche der Mark Brandenburg, die Kirche des 1144 gestifteten Prämonstratenserklosters zu Jerichow⁵⁾, welche bald nach dieser Zeit angefangen wurde und wahrscheinlich um 1159 bereits vollendet

¹⁾ Nur in der Altmark bestanden Benediktinermönchsklöster; in der Mark Brandenburg und in der Lausitz waren dagegen 26 Cistercienserklöster, während die anderen Klöster hauptsächlich den Augustinern, Prämonstratensern und den im dreizehnten Jahrhundert gestifteten Bettelorden angehörten. Klöden, zur Geschichte der Marienverehrung in der Mark Brandenburg, Berlin 1840, S. 33 ff.

²⁾ Adler, Mittelalterl. Backstein-Bauw., S. 25, mit Holzschnitt.

³⁾ Adler a. a. O. Taf. LII.

⁴⁾ Adler a. a. O. S. 44 f., Taf. XXV.

⁵⁾ Aussenansicht bei Strack und Meierheim, architektonische Denkmale der Altmark. Nähere kritische Beschreibung bei v. Quast in dem angeführten Aufsatz. — Adler, a. a. O. Taf. XXI — XXIII.

Schnaase's Kunstgesch. 2. Aufl. V.

war. Es ist eine Basilika mit höherem Mittelschiffe und Querschiffe, nur in der Krypta und in der runden Chornische gewölbt, die Aussenwand an Seitenschiffen und Apsis mit senkrechten, rechtwinkelig vorspringenden Lisenen und mit Rundbogenfriesen ausgestattet. Ausser den Basen und Kapitälern der Krypta und den Deckplatten auf den Säulen des Schiffes ist alles in Ziegeln ausgeführt. Die Kapitälern des Langhauses haben schon hier jene eckige Würfelgestalt, die Basis entbehrt des Eckblattes. Der ganze Bau ist zwar höchst einfach, giebt aber die feierliche und doch harmonische Wirkung, welche auch bei den späteren Wandlungen des Styles den Gebäuden dieser Gegend blieb. Auffallend ist, dass man statt der damals in den Ländern des Hausteines üblichen Pfeiler freistehende Rundsäulen als Arcadenträger anwendete, obgleich ihre Herstellung in Ziegeln grössere Schwierigkeiten hatte; da wir aber dieselbe Form in Krewese gefunden, mag sie aus dem älteren Granitbau übernommen sein. Die ziemlich hohe Krypta öffnet sich in je zwei Bögen gegen das Langhaus und die Querhausarme. — Die Nebenchöre und der Thurmbau der Westfront, dessen Uebergangsformen sich bereits der Gothik nähern, sind ein Zusatz aus späterer Zeit.

Im Jahre 1179 wird der Dom zu Brandenburg als im Bau begriffen erwähnt, und wahrscheinlich war er 1194 bereits vollendet¹⁾. Auch hier tritt der Ziegelbau auf, nun aber, unter Beseitigung der schwierigen Rundsäule, mit viereckigen Pfeilern, zum Theil mit Ecksäulchen. Einige Theile der Mauern und die Arcaden des Schiffes sind aus jenem Bau erhalten, der später überwölbt und auch sonst verändert ist. Auch die Krypta, wie in Jerichow von bedeutender Höhe, gehört noch der ursprünglichen Bauzeit an und zeigt in ihren Wandpfeilern eine höchst merkwürdige Form: sie bestehen aus Paaren von Halbsäulen mit rundschildigen Würfelkapitälern und ebensolchen Basen, und mit Pfeilerkanten, welche jedesmal zwischen den beiden Säulen übereck heraustreten. Die freistehenden Sandsteinsäulen mit reichen Kapitälern in der Mitte der Krypta und ebenso ihr polygoner Abschluss sind erst ein Zusatz des Uebergangsstyls aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts²⁾. — Ein kleinerer Bau, die Nicolaikirche bei Brandenburg, vor 1173 gegründet, besteht noch jetzt in ursprünglicher Gestalt. Sie ist wiederum eine einfache, in allen Details noch ganz romanische Basilika; das Langhaus von fünf Arcaden auf jeder Seite mit kreuzförmigen Pfeilern auf attischer Basis, mit kreisrunden Fenstern und gerader Decke, ein Kreuzschiff, jedoch in gleicher Flucht mit den Aussenmauern der

¹⁾ Adler a. a. p. 10. — Ein 1165 begonnener, schon 1166 geweihter Dombau war höchst wahrscheinlich nur eine Herstellung der nahe gelegenen Peterscapelle als provisorischen Domes.

²⁾ Adler a. a. O. Taf. V — VII.

Seitenschiffe, dies und die Vorlage des Chores mit zwei auf Wandpfeilern ruhenden Kreuzgewölben ohne Rippen, die Concha endlich halbkreisförmig von drei rundbogigen Fenstern beleuchtet. Die Bogenfriese sind zum Theil rundbogig oder aus sich durchschneidenden Bögen gebildet, zum Theil spitzbogig oder spitzgiebelig, und selbst die Arcaden des Langhauses haben theilweise eine leichte Zuspitzung.

Bald darauf, ungefähr gleichzeitig mit der Anlage des Braunschweiger Domes, wurde die Wölbung auch bei grösseren und in Basilikenform angelegten Kirchen angewendet. Beispiele sind der Dom in Lübeck und die Cistercienserkirche zu Dobrilugk in der Lausitz¹⁾, jener schon 1173²⁾, diese wahrscheinlich 1181 gegründet, beide mit quadraten Gewölben und viereckigen, durch Vorlagen verstärkten Pfeilern. Von jenem ist nur noch im Mittelschiffe die ursprüngliche Gestalt erkennbar, die Kirche zu Dobrilugk dagegen ist noch wohl erhalten und zeigt schon interessante Abweichungen von dem herrschenden Style. Sie hat sehr regelmässige Kreuzgestalt, das Langhaus aus vier doppelten zwischen zwei einfachen Jochen, das Kreuzschiff mit der Vierung aus drei Quadraten, der Chor aus quadratischer Vorlage und der runden Nische bestehend, die Seitenschiffe des Langhauses von halber Mittelschiffbreite. Die Halbsäulen, welche nur an den östlichen Vierungspfeilern vorkommen, haben schwere, unten wenig abgerundete Würfelknäufe und volle schwere Stämme. Während dies ihnen aber ein alterthümliches Ansehen giebt, haben andere Theile schon feinere Formen. Besonders zeigt sich dies an der Chornische, welche aussen durch zwei Halbsäulen mit Würfelkapitälern in drei Abtheilungen getheilt ist, deren jede ein ziemlich grosses, mit doppelten Säulen und vorspringenden Ecken reich abgestuftes Fenster enthält, und die besonders auch im Innern sehr günstig wirken. Darüber läuft am Rande des Daches unter einem zierlich gebildeten Friese von sich durchkreuzenden Bögen, der sich auch an den übrigen Theilen des Gebäudes findet, eine eigenthümliche Verzierung von kleinen fensterähnlichen Oeffnungen hin, die in ihrer Wirkung einigermaassen an die Zwerggalerien der rheinischen Kirchen erinnert. Bemerkenswerth ist auch die Form der Fenster im Oberschiffe und in den Kreuzarmen. Sie sind nämlich gross und zweitheilig, so jedoch, dass das Bogenfeld zwischen den kleineren und den sie umschliessenden grösseren Bögen undurchbrochen ist. Sie geben daher ungefähr die Form, welche in anderen Gegenden auf die Bildung der Maaswerkfenster hinwirkte. Auch die Nicolaikirche zu Treuenbriezen, kreuzförmig und mit drei Apsiden, von denen zwei vor

¹⁾ Puttrich II, 2, Serie Lausitz. — Adler Taf. LXII, LXIII.

²⁾ Deecke, die freie Stadt Lübeck, S. 27. Vgl. Schlosser und Tischbein, Denkmale altdeutscher Baukunst in Lübeck, Taf. VIII.

der Ostseite des Querhauses liegen, zeigt ein ähnliches Bestreben nach reicherer Ausstattung, indem die Lisenen an der Chornische kannelirt und die gekuppelten Fenster der Kreuzschiffe durch zierliche, aus vor- und zurücktretenden Steinen gebildete Archivolten bekrönt sind. Sie mag, da sie schon in einzelnen Theilen Spitzbögen zeigt, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sein¹⁾.

Sehr merkwürdig ist die Klosterkirche zu Arendsee in der Altmark (1184 gestiftet, 1208 bereits vollendet)²⁾, weil auch sie zeigt, wie die Anwendung von Ziegeln die Wölbung beförderte, aber zugleich auch zu Versuchen und Neuerungen antrieb. Hier ist nämlich der Chor mit glatten Kreuzgewölben, jedes Seitenschiff mit einem Tonnengewölbe, das Mittelschiff und die Querarme aber mit Kuppeln gedeckt. Man sieht, der Baumeister versuchte sich in mannigfaltigen Wölbungsarten und scheute auch die ungewöhnliche Kuppelform nicht. Die schlanken Arcaden ruhen auf ganz schlichten quadratischen Pfeilern, nur die Vierungspfeiler sind kreuzförmig und haben Halbsäulenvorlagen mit trapezförmigen Würfelkapitälern. Das Aeussere, im Ganzen sehr schlicht, zeichnet sich durch ein schön gegliedertes Portal an der südlichen Querhausfront aus, welches zwischen eckiger Gliederung auch Säulen enthält; das Westportal ist schmal und niedrig, aber gemeinschaftlich mit den drei Fenstern des oberen Stockwerkes durch einen hohen Blendbogen eingefasst, welcher das Hauptmotiv der thurmlosen Façade bildet.

Die nahe gelegene Kirche zu Diesdorf³⁾ ist dieser sehr verwandt, aber ruhiger und einfacher. Die Bauzeit gehört ebenfalls dem Ende des zwölften Jahrhunderts an, nur die Osttheile könnten bereits in den Jahren 1157—1161, unter dem Einfluss der Kirche von Jerichow, zunächst ungewölbt, entstanden sein. Das rippenlose Kreuzgewölbe geht durch, die Fenster sind schon paarweise gestellt, zur Wölbung steigen schlanke Halbsäulen an allen Hauptpfeilern empor, die zugleich, ebenso wie die schmalrechteckigen Nebenpfeiler, nach den Arcaden zu mit Halbsäulen besetzt sind. Auch hier wie in Arendsee hat das südliche Querhaus ein reicheres Portal, während an der westlichen Façade das niedrige Portal durch einen Blendbogen mit den oberen Fenstern, die aber hier schon spitzbogig sind, zu einer Gruppe verbunden wird.

Den ausgebildeten Uebergangsstyl zeigt die Kirche St. Lorenz zu Salzwedel. Dem ursprünglichen, noch dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts zugehörigen Bau entstammt nur das dreischiffige Langhaus, dessen

¹⁾ Puttrich II, 2, Serie Jüterbog, Taf. 12, S. 27 und 35. — Adler, Bl. LXX.

²⁾ Adler a. a. O. Taf. XXVI — XXVIII, S. 47 ff.

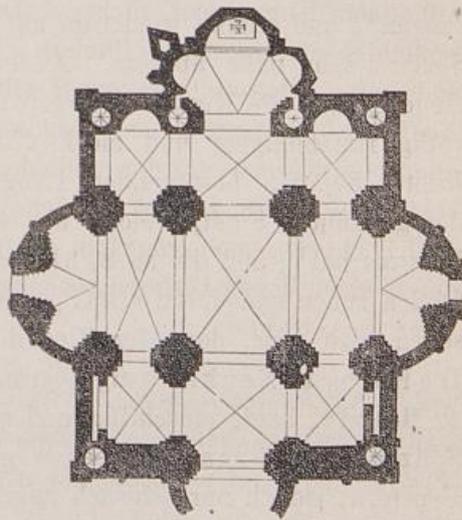
³⁾ Adler, Taf. XXVIII, XXIX, S. 49 ff.

Seitenschiffe nicht mehr existiren. Der Westbau und der gerade geschlossene Chor kamen etwas später hinzu. Die Oberlichter des Langhauses sind kreisförmig, der Schildbögen spitz und theilweise kleeblattförmig, die Wölbung selbst rührt erst aus der spätgothischen Epoche her. Ursprünglich bestanden offenbar sechstheilige quadratische Gewölbe, denn nicht nur die Hauptpfeiler, auch die Nebepfeiler haben nach allen vier Seiten Halbsäulenvorlagen, von welchen die gegen das Mittelschiff gerichteten bis zur Wölbung emporsteigen, ja das östlichste Nebepfeilerpaar kommt sogar dadurch der frühen französischen Gothik nahe, dass es nur aus einfachen, stärkeren Rundsäulen besteht, über deren Kapitäl erst die nach oben steigende Halbsäule beginnt.

Der bedeutendste Uebergangsbau der Mark: die Marienkirche auf dem Harlungerberge bei Brandenburg¹⁾, ist im Jahre 1722 abgebrochen und uns nur durch Abbildungen und durch ein nach diesen gemachtes Modell bekannt. Ihre Anordnung war eine sehr ungewöhnliche; ein fast quadratischer Grundplan, auf jeder Seite mit einer halbkreisförmigen Concha, die im Altarraume noch durch drei kleinere daran angebrachte Nischen erweitert war. Vier mächtige Pfeiler bildeten im Inneren neun durch Kreuzgewölbe überdeckte Felder von verschiedener Grösse, und waren theils durch runde, theils durch spitze Bögen verbunden. Ueber den vier quadratischen Eck-

gewölben und neben der den Mittelraum bedeckenden Kuppel stiegen vier Thürme auf. Paarweise gestellte rundbogige Fenster beleuchteten das Innere, die Aussenwand war mit Lisenen und dem einfachen Rundbogenfriese verziert. Die Kirche soll nach einer glaubhaften Sage an der Stelle eines ehemaligen Götzentempels gegründet sein und dieses Anknüpfen an eine dunkle Vorzeit und ihre ungewöhnliche Gestalt hat zu der Meinung verleitet, dass sie nach einem byzantinischen Vorbilde gebaut sei²⁾. Allein schon die unvollkommene Kenntniss des Baues, welche die erhaltenen Zeichnungen uns gewähren, steht dieser Annahme entgegen und gestattet nicht einmal, diesen

Fig. 86.



Marienkirche bei Brandenburg.

¹⁾ Adler a. a. O. p. 5 f., Taf. I, II. — Förster, Denkmale, Bd. X.

²⁾ Vgl. die bereits oben Bd. IV, S. 726, Anm. 2 gegebenen Nachrichten.

Bau der ursprünglichen Gründung durch den bekehrten Wendenfürsten Pribislav in den Jahren 1136 bis 1144 zuzuschreiben. Er scheint vielmehr erst im zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts entstanden und verdankt seine allerdings sehr sinnreiche Anordnung dem Wunsche der beliebten und mit hochverehrten Reliquien reich ausgestatteten Kirche, eine zur Aufnahme grosser Volksmassen und zu Bittgängen an den einzelnen Altären geeignete Localität zu schaffen.

Auch in Mecklenburg und den anstossenden Landschaften finden wir eine Reihe rundbogiger gewölbter Kirchen, deren Ursprung in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts fällt. Dahin gehört der Dom zu Ratzeburg, dessen Gewölbe zwar in spätgothischer Zeit erneuert sind, der aber schon ursprünglich auf solche angelegt war. Er ist eine genaue Kopie des Braunschweiger Domes mit den durch das Ziegelmaterial bedingten Aenderungen¹⁾, und stimmt wiederum mit dem Dome von Roeskilde auf der Insel Seeland sehr nahe überein. Andere Beispiele früher Wölbung in dieser Gegend sind die Kirche zu Gadebusch mit spätgothischem Chore, aber völlig rundbogigem und merkwürdiger Weise aus drei gleich hohen und breiten Schiffen bestehendem Langhause²⁾, die Kirche zu Vietlütbe bei der genannten Stadt, welche die Gestalt eines gleicharmigen griechischen Kreuzes hat³⁾, und die zu Schlagsdorf bei Ratzeburg, deren Gewölbe auf Säulen ruhen und deren etwa jüngerer Chor polygonförmig schliesst⁴⁾. Wir sehen auch hier, dass der Ziegelbau zu mannigfaltigen Versuchen führte. Die Kirche zu Neukloster, gegründet 1219, und die ungefähr gleichzeitige zu Bruel⁵⁾, beide einschiffig und mit geradem Chorschluss, zeigen auch den Spitzbogen, und zwar nicht bloss an den Gewölben, sondern auch an den Fenstern, jedoch nur schwach angedeutet und fast wie zufällig entstanden. Ueberhaupt ist die Zahl früher Backsteinkirchen, meistens schon mit Anwendung des Spitzbogens, im Mecklenburgischen sehr gross, so dass ein einheimischer Forscher sie auf etwa zweihundert schätzt.

¹⁾ Lisch, Jahrbücher für mecklenburgische Geschichte VII (Jahresbericht des Vereins S. 61) und XI, 420. F. v. Quast, a. a. O. S. 242, setzt in Folge seiner schon oben erwähnten Ansicht über die späte Ueberwölbung des Domes zu Braunschweig auch den Dom zu Ratzeburg erst in das dreizehnte Jahrhundert.

²⁾ Lisch a. a. O. III, 123, und VII, 65. Ich kenne die mecklenburgischen Kirchen nicht aus eigener Anschauung, und muss es dahingestellt sein lassen, ob die ihnen von Lisch gegebenen Daten sich bewähren.

³⁾ Dasselbst IV, 82, und VII, 65.

⁴⁾ Dasselbst VII, 63.

⁵⁾ Dasselbst VII, 75, und III, 147. Vgl. auch Lisch in der Zeitschrift für Bauwesen 1852, S. 313.

In Pommern¹⁾ gehören schon die ältesten Kirchen dem Uebergangsstyle an. So im Dome von Cammin die älteren Theile des Chores und des Kreuzschiffes, ferner die Klosterkirchen zu Bergen auf der Insel Rügen, zu Eldena und zu Colbatz²⁾, und endlich noch weiter östlich die des Klosters Oliva bei Danzig. Dies letzte Kloster ist eine Stiftung des Klosters Colbatz, dessen Formen es genau nachahmt; es ist in den Jahren 1235 bis 1239 erbaut³⁾ und lässt daher auf eine frühere Entstehung des Mutterklosters schliessen. Nur einzelne Theile der Kirche zu Bergen mögen noch in die letzten Jahre des zwölften Jahrhunderts fallen, die übrigen genannten Kirchen aber sämmtlich aus den ersten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts stammen. In allen diesen Bauten ist die Anlage noch im Wesentlichen romanisch; niedrige Seitenschiffe, Pfeiler mit viereckigem Kern, Kapitäle in schmuckloser Kelchform oder als Würfel der früher beschriebenen, dem Backsteinbau eigenthümlichen Art, rundbogige Portale und Fenster; doch giebt ihnen die Wölbung, der wenn auch gedrückte Spitzbogen der Arcaden, endlich selbst die einfache, aber straffe Form der Ornamente schon den Charakter des Uebergangsstyls, und zwar eines sehr strengen und ernsten. Nur in einzelnen Fällen sehen wir auch hier das Bestreben, zierlichere Formen zu erlangen. An der Kirche zu Colbatz erscheint dies noch in sehr bescheidener Weise, am Dome zu Cammin dagegen zeigt das romanische Portal schon und zwar in Stuck gebildete Blattkapitäle und Rankengewinde.

Aber auch ausserhalb der Wohnsitze des niedersächsischen Stammes waren inzwischen an vielen Stellen des deutschen Bodens Gebäude entstanden, welche von dem romanischen Style abwichen und gewisse Elemente des gothischen Styles annahmen, dabei aber sowohl von den französisch-gothischen Bauten als von denen des rheinischen Uebergangsstyles sich wesentlich unterschieden, und eine grosse Einfachheit, man kann fast sagen, zur Schau trugen. Es sind dies die Kirchen des Cistercienserordens⁴⁾,

¹⁾ Quelle ist hier Kugler's Pommersche Kunstgeschichte (Stettin 1840), in ihrem Wiederabdrucke in den kl. Schriften I, 652 ff. mit sehr nützlichen Zeichnungen versehen.

²⁾ Kugler, S. 40 ff. (kl. Schr. S. 669), bezweifelt, dass die älteren Theile dem um 1188 erwähnten Kirchenbau angehören, und setzt sie in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. F. v. Quast (Beiträge zur Geschichte der Baukunst in Preussen, in den Neuen Preuss. Prov. Bl. Bd. IX, S. 20) verweist sie in die Jahre 1220 — 1230.

³⁾ Vgl. v. Quast in den Neuen Preuss. Prov. Bl. Bd. IX (1850), S. 1. Dr. Theod. Hirsch daselbst Bd. X, S. 1, und in einem besonderen Werke, Beiträge zur Geschichte westpreussischer Kunstbauten, erster Theil, Kloster Oliva, Danzig 1850.

⁴⁾ Auf die Eigenthümlichkeiten der Cistercienserbauten haben bereits Lübke im Organ für christliche Kunst 1853, Nro. 1 ff., von Quast, daselbst Nro. 7, und endlich

auf deren Eigenthümlichkeiten ich schon wiederholt gelegentlich hingewiesen habe. Die Heimath dieses abweichenden Styles wie des Ordens selbst war zwar Frankreich, er zeigt sich aber nirgends so bedeutsam, als in Deutschland, und hier scheint daher die geeignete Stelle, von ihm ausführlicher zu sprechen, obgleich wir zu diesem Zwecke nach Frankreich zurückblicken müssen.

Der Orden entstand bekanntlich aus dem Wunsche nach einer Reform des Klosterwesens. Er ging von Cluny in Burgund aus, dessen Verfassung selbst aus einem ähnlichen Bestreben hervorgegangen war, das aber auf dem Gipfel der Macht und des Reichthums strengeren Ansprüchen nicht mehr genügte. Dies war die Veranlassung, dass Robert, ein eifriger Cluniacenser-Mönch, sich mit mehreren Gleichgesinnten zuerst in die Wüste von Molesmes, dann im Jahre 1098 in die noch rauhere, wie die Beschreiber sagen, nur von wilden Thieren bewohnte Einöde von Citeaux zurückzog. Auf päpstlichen Befehl musste er zwar zu der verlassenen Heerde von Molesmes zurückkehren, aber seine Gefährten setzten ihr Einsiedlerleben zuerst unter der Leitung seines Nachfolgers Alberich, dann unter der des Engländers Stephan Harding fort. Es gelang ihrem angestregten Fleisse, den Wald zu lichten, den sumpfigen Boden in fruchtbares Ackerland zu verwandeln, und nach wenigen Jahren hatte der Ruf ihrer Frömmigkeit ihnen so viele Genossen zugeführt, dass es nicht rathsam schien, sie in denselben Mauern zu behalten. Eine Kolonie wurde daher ausgesendet, welche sich nicht gar weit davon wiederum in einer waldigen Einöde niederliess, und der neuen Stiftung den Namen Firmitas (la Ferté) gab. Schon im folgenden Jahre (1114) wurde in entfernteren Gegenden der Wunsch nach so frommen und nützlichen Bewohnern rege, und eine neue Kolonie in Pontigny (Pontis nidus) gegründet. Bald darauf (1115) erfolgten sogar zwei solche Entsendungen, nach Clairvaux (Clara vallis) und Morimond (Mors mundi), jene unter der Leitung des berühmten Mannes, der später die Zierde des Ordens wurde, des heiligen Bernhard. Wie Citeaux selbst wuchsen auch diese, wie man sie nachher nannte, vier ältesten Töchter, und bald waren auch sie in der Lage wegen eigener Uebervölkerung oder nach den

Viollet-le-Duc a. a. O. aufmerksam gemacht. Historische Nachrichten über den Orden und seine einzelnen Klöster finden sich am vollständigsten bei Manrique *Annales Ordinis Cisterciensis*, und (mit besonderer Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit für die deutschen Klöster) bei Jongelinus, *Notitia Abbatiarum Ordinis Cist.*, Colon. 1640. — Vgl. Joseph Feil, *Andeutungen über die Eigenthümlichkeiten der Satzungen des Cistercienser-Ordens in Bezug auf Bau und Einrichtung der Klöster und Kirchen dieses Ordens*, Bd. 1, S. 1, der *Mittelalterlichen Kunstdenkmale des Oesterreich. Kaiserstaates*. Stuttgart 1858. — Besonders aber R. Dohme, *die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland während des Mittelalters*. Leipzig, 1869.

Aufforderungen, welche man an sie richtete, neue Kolonien zu entsenden, so dass schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in allen Ländern zahlreiche Stiftungen bestanden, welche alle von diesen fünf ersten Klöstern unmittelbar oder mittelbar abstammten und eines derselben als ihr Oberhaupt anerkannten. Die Disciplin des Ordens brachte es mit sich, dass neue Stiftungen nur in dieser Weise entstehen durften; die Kolonisation und eine bedingte Abhängigkeit der Töchter vom Mutterkloster wurde zum Systeme. Sobald die Zahl der Mönche es erforderte oder doch die Gewährung des von aussen her ausgesprochenen Wunsches es gestattete, ernannte der Abt womöglich dreizehn Brüder, unter ihnen das erwählte Oberhaupt des zukünftigen Klosters, welche dann mit festgestellter Förmlichkeit ihre bisherige Heimath verliessen, um an neuer Stelle die Beschwerden der Gründung zu übernehmen. Alle diese Klöster wurden in Einöden, gewöhnlich in Thälern angelegt; sie fingen mit den rauhesten Arbeiten an, mussten öfter verlegt werden; die Legende weiss gewöhnlich von einer Erscheinung der heil. Jungfrau, welche dem Abte die richtige Stelle anwies. Der Name des Klosters wurde dann nicht von dem hergebrachten Namen des Ortes genommen, sondern frei und bedeutungsvoll gewählt, meistens mit Hindeutung auf eine Eigenthümlichkeit des gewählten Fleckes (Clara vallis, Aqua bella¹), u. s. f.) oder mit Beziehung auf die Jungfrau Maria, als allgemeine Schutzpatronin, der jede einzelne Stiftung gewidmet war (Portus Mariae, Locus, Campus, Vallis Mariae); zuweilen blieben die Namen, welche die Landesbewohner der gewählten Stelle gegeben hatten, neben jenen officiellen Namen der Klostersprache im Gebrauche.

Die Gründer des Ordens hatten keine Neuerung beabsichtigt. Sie wollten nur die Regel des heiligen Benedict in ihrer Reinheit herstellen und sich den Versuchungen des Reichthums entziehen. Sie wählten deshalb Einöden zu ihren Niederlassungen, aber sie konnten unter dem rauhen nordischen Himmel nicht wie die Anachoreten der ersten Jahrhunderte in Höhlen wohnen und sich von den Früchten ernähren, welche die Natur ihnen freiwillig bot. Sie mussten also darauf bedacht sein, Hütten und Häuser zu errichten und den Boden zu bebauen. Ihre Thätigkeit wurde daher eine landwirthschaftliche, ihrem Eifer gelang es, die wildesten und undankbarsten Stellen in fruchtbares Ackerland und Wiesen zu verwandeln. Diese Arbeit sollte aber nicht bloss zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse dienen; sie wollten auch die Mittel zu Werken der christlichen Liebe, zum Unterhalte der Bedürftigen und der Wanderer erwerben, welche an ihre Thür klopfen. Sie durften also die Regeln einer geordneten Wirthschaft nicht

¹) Selbst Cistercium soll so benannt sein, wegen der vielen Quellen, die man dort fand.

verschmähen, und dies machte wiederum mancherlei Einrichtungen nöthig. Sobald sich das Gebiet durch Schenkungen und Rodungen ausgedehnt hatte, war es nicht mehr thunlich, die entfernten Ländereien von dem Kloster aus zu bebauen. Man legte daher Meierhöfe (*grangiae*) in einiger Entfernung von demselben an, auf welchen die Wirthschaft durch dazu bestimmte Mönche betrieben wurde. Dieser Umfang der Geschäfte setzte auch eine Theilung der Arbeit voraus. Die Brüder unterschieden sich daher in zwei Klassen, in solche, welche eine höhere Bildung hatten und das feierliche Gelübde ablegten (*professi*), und in solche von minder feierlichem Bekenntnisse (*conversi*)¹⁾, welche bei übrigens gleichen Rechten und Pflichten sich mehr den körperlichen Arbeiten des Ackerbaues, der Viehzucht und der nöthigen Gewerbe widmeten. Jene Meierhöfe waren dann immer mit der erforderlichen Zahl von Conversen unter der Leitung eines *professus* als Meister (*magister conversorum*) besetzt. Die Lebensweise der Ordensbrüder war die strengste, grobe Gemüse, hartes Brod von Roggen, Gerste oder ungerinigtem Weizen waren ihre Kost, ein Strohsack ihr Lager, auf dem sie sich mit dem rauhen wollenen Kleide, das sie am Tage trugen, bedeckten. Diese Entsagungen waren aber nicht freiwillige Büssungen. Der Orden ging von der Erfahrung aus, wie leicht die Regel verabsäumt wird, wenn sie nicht strenge Ueberwachung erhält; er hielt daher die Zucht des strengen Gehorsams für unerlässlich, und selbst in der Abtödtung und Entsagung durfte kein Eigenwille die vorgeschriebenen Grenzen übertreten. Durch alles dieses entstand neben der inbrünstigen Frömmigkeit zugleich der Sinn für militärische Ordnung und praktisch nützliche Thätigkeit. Der Orden wurde nicht bloss wegen des Beispiels ascetischer Strenge geehrt; die tapferen Streiter gegen die Mauren auf der spanischen Halbinsel, die ritterlichen Orden von Calatrava und Alcantara, von Avis und Christo unterwarfen sich der Regel von Citeaux, Fürsten und Volk begünstigten Niederlassungen der Cistercienser, um durch sie ihre Einöden anzubauen und Vorbilder wirtschaftlicher Verwaltung zu haben.

Die Erhaltung dieses Geistes konnte nur durch eine geeignete Verfassung gesichert werden, und eine solche wurde dann auch bald nach der Entsendung der vier ersten Tochterklöster berathen. Man hatte dabei warnende Beispiele vor Augen. Die älteren Benedictinerabteien waren eigentlich selbstständige, nur durch gleiche Institutionen und geistlichen Verkehr verbundene Republiken gewesen. Die Congregation der Cluniacenser bildete dagegen eine feste Hierarchie; sie hatte nur einen Abt, den des

¹⁾ Der Eintritt in den Orden wurde Bekehrung (*conversio*) genannt und das Gelübde lautete: *Ego promitto stabilitatem, conversionem et obedientiam secundum regulam St. Benedicti.* Daher der Name: *Conversi.*

Mutterklosters, alle anderen Stiftungen bildeten nur Priorate, die von Cluny aus besetzt und geleitet wurden. Allein diese Concentration hatte ebenso wie jene Isolirung zum Verfall der Disciplin geführt. Cluny, der Sitz einer ausgedehnten Herrschaft, hatte den Versuchungen des Reichthums und der Macht nicht widerstehen können und den unterworfenen Klöstern das Beispiel laxer Sitten gegeben. Die Cistercienser schlugen daher einen mittleren Weg ein und suchten ihrer Verfassung durch die Mischung monarchischer und demokratischer Elemente eine grössere Haltbarkeit zu geben. Citeaux war der Sitz der obersten Leitung; unter dem Vorsitze seines Abtes wurden die Generalkapitel des Ordens abgehalten, auf welchem die Mehrzahl der versammelten Aebte allgemeingültige Beschlüsse fasste. Aber jedes Kloster hatte seinen eigenen Abt und jedes Mutterkloster führte die Aufsicht über alle von ihm ausgegangenen Klöster, so dass jede der vier ältesten Töchter über zahlreiche Stiftungen gestellt war. In ihrer inneren Verwaltung und bei der Wahl des Abtes war den einzelnen Klöstern Selbständigkeit gelassen, aber alljährlich unterlagen sie einer Visitation, durch zwei von dem Abte von Citeaux, aber aus Klöstern derselben Abstammung ernannte Aebte. Selbst Citeaux war von dieser Regel nicht ausgenommen, die Aebte jener vier ältesten Töchter übten das Recht der Visitation aus.

Die Aufgabe dieser Visitationen war nicht bloss, die Beobachtung der positiven Vorschriften zu wahren, sondern auch eine Gleichheit des Sinnes und der Sitten zu erhalten. Die Verfassungsurkunde vom Jahre 1119 war, wie ihre Urheber sie nannten, eine Urkunde der Liebe, *Charta caritatis*, und die Brüderlichkeit forderte Uebereinstimmung. Der erste Artikel setzte daher fest, dass alle Glieder des Ordens, in Einer Liebe, nach Einer Regel, mit ähnlichen Sitten wie Citeaux leben sollten, und jene Visitationen waren das wirksame Mittel, um diese geistige Einheit zu erhalten. Daher erklärt sich, dass die Gleichheit der einzelnen Klöster aller Länder mit den Mutterklöstern weiter ging, als die ausdrückliche Vorschrift es ergab. Allein diese Gleichheit war doch keine absolute, sie äusserte sich mehr im Innerlichen und Wesentlichen, als in Zufälligkeiten, sie war durch den praktischen und ökonomischen Sinn des Ordens beschränkt, der es nöthig machte, in jeder Gegend die bereiten und bequemsten Mittel für jenen höheren Zweck zu benutzen. Dazu kam, dass zwar die ersten im Auslande gestifteten Tochterklöster von französischen Mönchen besetzt wurden, dass aber die weiteren Stiftungen meist von inländischen Klöstern ausgingen und gleich anfangs eingeborene Mönche erhielten, und dass diesen unmittelbaren Mutterklöstern auch die Aufsicht und die Visitation dieser ihrer Töchter zufiel. Der Geist jedes einzelnen Landes machte sich daher, soweit es die allgemeine Regel gestattete, in diesen engeren Verbindungen geltend.

Dies Alles hatte dann auch auf die architektonische Gestaltung der

Cistercienserkirchen Einfluss. Bestimmte Vorschriften für die Anordnung und Ausführung der Bauten bestanden zwar nicht, aber der Geist des Ordens führte doch auf das Princip möglicher Einfachheit, und die Beschlüsse der Generalkapitel enthielten manche nähere Bestimmungen, welche auch auf die Architektur zurückwirkten. Das Geläute durfte nur von einer Glocke ausgehen; man folgerte daraus, dass grössere Thürme ein nicht zu rechtfertigender Luxus seien, und brachte gewöhnlich nur ein kleines Thürmchen einen sogenannten Dachreiter, auf der Vierung des Kreuzes an. Gold und Silber an Altardecken und Geräthen waren im Allgemeinen verboten; selbst für den Kelch nur vergoldetes Silber gestattet. Seide durfte nur an bestimmten Theilen der Messgewänder verwendet werden. Sculptur und Malerei zu üben war den Brüdern untersagt, weil es sie von der Gewohnheit der Meditation und der Strenge der Disciplin abziehen könne¹⁾. Glasmalereien waren als Luxus verboten²⁾; um aber doch den beliebten Schmuck nicht ganz zu entbehren, duldete der Orden in der Folge eine neue Technik, welche zwar die Vielfarbigkeit verbannte, aber die Glasstücke so zuschnitt, dass der Bleiguss der sie einschloss, Ornamente bildete. Ein Schritt weiter führte dann zu der ornamentalen Fensterbemalung grau in grau, wie sie am schönsten im Kreuzgang zu Heiligenkreuz in Oesterreich auftritt. Die herrschende Ansicht ging noch über diese Vorschriften hinaus; der heil. Bernhard eiferte gegen den weltlichen Inhalt der Bildwerke, seine Jünger machten den Mönchen von Cluny den Schmuck ihrer Kirche als einen Dienst der Augenlust zum Vorwurfe³⁾, sie rühmten sich der Niedrigkeit und Aermlichkeit ihrer

¹⁾ S. diese Vorschriften des Generalkapitels von 1134 bei Manrique a. a. O. Tom. I. p. 257 und 273. Jul. Paris, Monasticum Cisterciense, Paris 1664; — Vgl. H. H. d'Arbois de Jubainville, Etudes sur l'état intérieur des abbayes cisterciennes, Paris 1858, S. 28 ff., und Dohme a. a. O. S. 27 ff. — Fiorillo, G. d. z. K. in Deutschland I, 190, irrt, wenn er sagt, dass den Cisterciensern versagt gewesen sei, ihre Kirchen mit Sculpturen und Malereien zu schmücken; es handelte sich nur von eigener Ausübung der Kunst. Sie verschmäheten solchen Schmuck keinesweges, sobald er an geeigneter Stelle und nicht mit übermässigem Luxus angebracht wurde. Bilder der Jungfrau fehlten gewiss keinem Kloster. Caesarius von Heisterbach (Dialogi VIII, cap. 24) erzählt von einem Benedictinermönche, welcher in den Klöstern herumgezogen sei, und aus Frömmigkeit gratis Crucifixe gemacht habe, und fügt hinzu: *nostros crucifixos paene omnes fecit*. Sie mussten also deren viele im Kloster haben. Ein Bild des heil. Nicolaus war im Cistercienserkloster zu Burtscheidt (eodem cap. 76).

²⁾ Der Wortlaut des Verbots: *Vitreae albae fiant sine crucibus et pictoris* gestattete eine decorative Ausstattung mit grau gezeichneten Mustern.

³⁾ Martene et Durand, Thes. nov. anecd. Tom. V, col. 1570, geben ein zwischen 1153 und 1174 von einem Cistercienser verfasstes Gespräch mit einem Cluniacenser, worin er demselben vorhält: *Pulchrae picturae, variae caelaturae, utraeque auro decoratae, pulchra et pretiosa pallia, pulchra tapetia variis coloribus depicta, pulchrae et pretiosae fenestrae, vitreae saphiratae. Haec omnia non necessarius usus, sed oculorum concupiscentia requirit* (col. 1584).

Klöster, weil sie ihre Demuth zeige¹). Indessen konnte man doch bei diesem Extreme nicht stehen bleiben. Man brauchte bald geräumige, zur Aufnahme zahlreicher Pilger geeignete Kirchen, grosse, der Gastfreiheit des Ordens entsprechende Räumlichkeiten, strebte vermöge des praktischen und verständigen Sinnes nach Solidität und Zweckmässigkeit, und wählte aus diesem Grunde die Kunstverständigen unter den Brüdern zu Baumeistern, bei denen dann bald die Neigung erwachte, mit der erforderten Einfachheit eine gewisse Anmuth der Formen zu verbinden. Die Vorzüge der Ueberwölbung waren ihnen einleuchtend; wo die Mittel es irgend gestatteten, gaben sie ihren Kirchen eine darauf berechnete Anlage. Dazu kam, dass der neue Orden schon als solcher keine Veranlassung hatte, dem gleichzeitig neuaufkommenden gothischen Style abhold zu sein. Der kirchliche Luxus, gegen den sich die Gründer von Citeaux aufgelehnt hatten, gegen den der heil. Bernhard und seine Jünger eiferten, war der des romanischen Styls, die Anhäufung von müssigem oder schwerverständlichem Bildwerk, die Verschwendung von edeln Metallen und kostbaren Stoffen. Der gothische Styl war, besonders bei seinem ersten Auftreten, keuscher, er strebte ebenfalls nach einer gewissen Einfachheit, wenn auch aus anderen Gründen, er athmete einen Geist der Ordnung, Consequenz und Zweckmässigkeit, welcher dem strengen, militärisch disciplinirten und wirthschaftlichen Sinne der Cistercienser nicht fremd war. Ihre ersten Klöster lagen in Burgund, zum Theil an der Grenze der Champagne, ihre Kolonien verbreiteten sich bald auf dem heimathlichen Boden des neuen Styles. Sie nahmen daher den Spitzbogen, die Strebepfeiler und manche andere Mittel der Solidität oder besserer Beleuchtung aus dem gothischen Systeme an, welche die Billigung der Stimmführer des Ordens erhielten und ein Gemeingut desselben wurden. Dabei aber waren sie keinesweges blinde Nachahmer. Manche Eigenthümlichkeiten des frühgothischen Styles wiesen sie mit Entschiedenheit zurück. Die Gallerien über den Seitenschiffen erschienen überflüssig; man gab vielmehr dem Mittelschiffe eine mässige Höhe, so dass sein Gewölbe durch das Halbgewölbe der Seitenschiffe hinlänglich gestützt wurde. Mit den Gallerien fiel auch der Säulenschmuck der Pfeiler fort, sie erhielten einfach viereckige Gestalt, selbst die Gewölbdienste wurden aus Sparsamkeit meist nicht bis zum Boden geführt, sondern auf Consolen gestützt²). Die Kapitäle erhielten die zweckmässige Bildung schlanker Kelche, aber ohne Blattwerk. Die Fenster

¹) Deus in domibus eorum cognoscatur, cum simplicitate et humilitate aedificiorum simplicitatem et humilitatem inhabitantium pauperum Christi vallis muta loqueretur. So Manrique, a. a. O. I, p. 80, von Morimond sprechend.

²) Dohme a. a. O. S. 44 sucht den Grund dieser Bausitten darin, dass man Raum für die Aufstellung der Chorstühle der zahlreichen Mönche gewinnen wollte.

durften nicht allzugross sein, da ihnen Glasmalerei versagt war; man bildete sie anfangs rundbogig, dann auch lancetförmig, sehr häufig aber in Kreisgestalt. Man suchte Alles auf das Nothwendige zu reduciren, die überflüssige Fülle der Glieder, welche der frühgothische Styl aus dem romanischen überkommen hatte, zu vermeiden, und erhielt eben dadurch schlanke Formen, welche von selbst schon eine gewisse bescheidene Eleganz hatten. Manche Eigenthümlichkeiten gingen dann aus bestimmten Sitten des Ordens hervor. Der Grundplan besteht fast immer aus einem dreischiffigen Langhause von ziemlich beträchtlicher Ausdehnung, einem Kreuzschiffe ohne Nebenschiffe aber mit mehreren Kapellen auf der Ostseite, einem wenig heraustretenden Chorraume, der aber sehr wechselnde und häufig sehr eigenthümliche Anlage hat. Die Ostkapellen hatten den Zweck, den Mönchen Räume für ungestörte Privatandacht zu gewähren¹⁾; ja aus einer gelegentlichen Nachricht erfahren wir, dass die Mönche, nicht vermöge bestimmter Vorschrift, sondern aus einem zur Sitte gewordenen Bedürfnisse, sich nach vollbrachtem Chordienste einzeln vor den Altären niederzuwerfen, zu entblößen und zu züchtigen pflegten²⁾. Dies konnte nicht füglich in der Nähe des im westlichen Theile der Kirche versammelten Volkes geschehen und erforderte die Anbringung vieler gesonderter und abgelegener Kapellen. Man zog daher die ersten Abtheilungen des Langhauses zum Chordienste hinzu, behielt mithin das Kreuzschiff geschlossen und legte entweder hier oder an dem Chore selbst jene Kapellen an. Dabei wurde aber die bei den Cluniacenserklöstern und an den Kathedralen gebräuchliche Anlage des reichen, radiantem Kapellenkranzes als zu künstlich und prachtvoll anfangs verschmäht; man hatte vielmehr eine Vorliebe für den rechtwinkeligen Chorschluss, als für die schlichteste Art, und suchte jenes Bedürfniss vieler Kapellen mit der gewohnten Einfachheit zu vereinigen. Dies erzeugte mannigfaltige Formen, von denen aber keine zur Vorschrift oder maassgebenden Regel erhoben wurde, so dass auch der halbkreisförmige Schluss und im dreizehnten Jahrhundert selbst der volle Kapellenkranz häufig angewendet wurden. Schon die ersten Mutterklöster wichen in dieser Beziehung von einander ab; Citeaux schloss rechtwinkelig mit einem niedrigen, gleichfalls rechtwinkeligen Umgange, Clairvaux und Pontigny halbkreisförmig mit neun Kapellen, die aber

1) *Ea commoditate, ut si qui secretius orare velint aut celebrare sacerdotes, a nullo prorsus conspiciantur* — *Brevis notitia monast. Ebracensis*, Rom 1739.

2) Caesarius von Heisterbach, a. a. O. I, S. 22, erzählt die Bekehrung eines Domherrn von Köln, der im Kloster Campen gesehen habe, wie die Mönche, alte und junge, *ad diversa discurrentes altaria ad disciplinas suscipiendas nudabant dorsa sua, confitentes humiliter peccata sua*. Mit dieser Sitte mag es auch zusammenhängen, dass diese Kapellen meistens sehr niedrig und schlecht beleuchtet sind.

auch hier die Gestalt von sphärischen Vierecken haben und zusammen eine fortlaufende halbkreisförmige Aussenmauer bilden. Zwei rechtwinkelige Kapellen auf der Ostseite jedes Kreuzarmes kamen hinzu¹⁾. Morimond, im Anfange dieses Jahrhunderts abgebrochen, hatte auf dem Mittelschiffe eine halbkreisförmige Concha, dagegen auf den Ostseiten des Kreuzes mehrere rechtwinkelige Kapellen²⁾. Auch die Tochterklöster dieser ersten Stiftungen hielten sich keinesweges ängstlich an das Vorbild des Mutterklosters.

Deutschland stand vorzugsweise in Verbindung mit Morimond, dessen erster Abt, Arnold, ein Deutscher und Bruder des damaligen Erzbischofs Friedrich I. von Köln, im Jahr 1122 selbst nach Köln pilgerte und durch seine Predigt die Gründung des ersten deutschen Cistercienserklosters Campen (Alt-Camp) bei Köln³⁾ und die Bekehrung einer grossen Zahl von Deutschen bewirkte, die ihm nach Morimond folgten. Bald darauf erwarb Morimond ein höchst bedeutendes Mitglied. Otto, Sohn des Markgrafen Leopold von Oesterreich und Oheim des nachherigen Kaisers Friedrich I. als Geschichtschreiber unter dem Namen Otto von Freising wohl bekannt, trat auf seiner Rückreise von der hohen Schule zu Paris mit seinem Bruder Conrad und mehreren Söhnen deutscher fürstlicher und gräflicher Häuser in das Kloster, welches er demnächst von 1131 bis zu seiner Berufung auf den bischöflichen Stuhl von Freising im Jahre 1138 als Abt leitete. Gleichzeitig legte ein anderer fürstlicher Gast in Morimond das Gelübde ab. Graf Eberhard von Berg wurde, wie es in dieser bewegten Zeit so häufig geschah, in der Mitte eines kriegerischen Leben von heftiger Reue ergriffen. Er wallfartete im Bussgewande zu mehreren heiligen Stätten, langte endlich auf einem der Meierhöfe von Morimond an und unterzog sich hier dem demüthigen Geschäfte eines Schweinehirten. Der Zufall führte zwei seiner nach ihm ausgesendeten Diener in diese Gegend, welche ihren verloren ge-

¹⁾ Grundrisse oder Ansichten aller drei Kirchen bei Viollet-le-Duc Dictionnaire I, S. 267, 270, 272. Die Kirchen von Citeaux und Clairveaux existiren nicht mehr. Von den Formen und dem Bestehen von la Ferté habe ich keine Kunde. — In Pontigny bilden indessen die Kapellen im Inneren Polygone. Vgl. Viollet-le-Duc II, S. 465. — Viollet-le-Duc (ebenda) leitet die Sitte der viereckigen Kapellen aus architektonischer Oekonomie her, weil bei ihnen die Construction der Mauer und des Daches einfacher war. — Abbildung von Pontigny, innere Ansicht des Chors, bei James Ferguson, A History of Architecture vol. I, S. 505 f.

²⁾ Dubois, Histoire de l'abbaye de Morimond, 1852, S. 194, giebt diese Nachrichten theils nach den an Ort und Stelle aufgefundenen Spuren, theils nach Zeichnungen, welche bei Gelegenheit einer Reparatur im Jahre 1475 aufgenommen und noch im Archive des Departements der Hautè-Marne erhalten sind.

³⁾ Siehe Notiz über Alt-Camp, von Ernst aus'm Weerth, in v. Quast u. Otte, Zeitschrift, I, S. 138, nebst Holzschnitt. Nur noch die rechteckige Apsis zwischen zwei Thürmen besteht.

glaubten Herrn erkannten und zur Rückkehr zu bewegen suchten, aber gerade dadurch die Veranlassung seines förmlichen Eintritts in das Kloster wurden. Als Mönch besuchte er nun seine Heimath, bestimmte seinen Bruder Adolph zur Stiftung des nachmals so berühmten Klosters von Altenberg (1133) und einen anderen Verwandten, den Grafen Zizzo, zur Gründung des Klosters St. Georgenberg (nachher Georgenthal) in Thüringen, dessen erster Abt er wurde (1141), während Altenberg mit französischen Mönchen besetzt wurde, aus denen auch die beiden ersten Aebte hervorgingen¹⁾. Diese Verbindungen mit deutschen Fürstenhäusern und überhaupt die östliche Lage von Morimond auf der Grenze von Lothringen bewirkte, dass der Wunsch nach Cistercienserstiftungen aus Deutschland sich meistens hierher richtete. Ausser Campen gehörten Lutzell im Elsass (1122) und Ebrach in Franken (1124) zu den ältesten Töchtern von Morimond. Während Otto's Verwaltung (1134) wurden auch nach Bayern (Waldsassen) und nach Oesterreich (Heiligenkreuz) Kolonien entsendet, und als er nach Freising ging, zählte Morimond in Deutschland schon neunzehn unmittelbare oder mittelbare Töchter, deren Zahl bis zum Schlusse des Jahrhunderts auf mehr als 70 und später bis auf 117 wuchs²⁾. Nur siebzehn deutsche Cistercienserklöster waren von anderer Abstammung, und zwar sämmtlich von der Linie von Clairveaux. Die Abstammung von der einen oder anderen dieser ältesten Töchter hatte indessen, wie eine Vergleichung der noch erhaltenen Kirchen zeigt, keinen Einfluss auf die bauliche Anordnung. Von mehr als vierzig Cistercienserkirchen, welche auf deutschem Boden erhalten oder wenigstens, wie Sion, in Abbildungen bewahrt sind, haben mindestens 21 und darunter drei von Clairveaux abstammende den geraden Chorschluss, aber in höchst verschiedener Weise, und die übrigen eine halbkreisförmige oder polygonförmige Chornische, mehrere, allerdings erst im dreizehnten Jahrhundert gebaute, sogar mit radiantem Kapellen³⁾. Selbst in der Anlage dieses bedeutungsvollen Theiles band man sich nicht an das Beispiel der gemeinsamen Stammutter, oder des unmittelbaren Mutterklosters.

¹⁾ Jongelinus a. a. O. Lib. II, p. 13.

²⁾ Hierbei sind die Cisterciensernonnenklöster nicht mitgezählt.

³⁾ Geraden Chorschluss haben Amelunxborn, Arnsburg, Campen, Eberbach, Ebrach, Eldena, Eusserthal, Haina, Heiligenkreuz, Heilsbrunn, Hude, Lilienfeld, Loccum, Marienfeld, Marienthal, Neuberg (in Steiermark), Pelplin, Riddagshausen, Roda, Salmansweiler, Thennenbach. — Es ist unsicher, ob zu diesen auch Bebenhausen und Maulbronn zu rechnen sind, die jetzt gerade schliessen, bei denen aber vielleicht ursprünglich eine halbkreisförmige Chornische bestand. Halbkreisförmigen oder polygonen Chorschluss haben: Altenberg, Bronnbach, Chorin, Colbatz, Doberan, Dobrilugk, Heisterbach, Kaiseheim, Lehnin, Marienstatt, Oliva, Porta, Sion, Victring, Walkenried, Zinna, Zwettl. — Manche aus letzterer Gruppe, wie Marienstatt, Altenberg und Dobberan haben radiante Capellen. — Die Denkmäler aus der folgenden Periode sind hierbei mitgerechnet.

Ueberhaupt zeigen diese Bauten zwar eine Familienähnlichkeit, aber doch wieder grosse Verschiedenheiten; sie sind Kinder desselben Geistes, aber dabei höchst individuell. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der Orden schon aus ökonomischen Gründen seine Baumeister selbst bildete; wir finden auch die Nachricht, dass der heil. Bernhard den Bruder Achard, Novizenmeister in Clairvaux, in viele deutsche und französische Klöster geschickt habe, um ihre erste Einrichtung und ihre Bauten zu leiten¹⁾, und eine ähnliche Einwirkung auf die Bauten neuer Stiftungen werden auch sonst die Mutterklöster ausgeübt haben. Noch bei anderen Gelegenheiten finden wir Baumeister aus dem Orden selbst genannt²⁾. In der Schule, die auf diese Weise entstand, bildeten sich zwar bestimmte bauliche Traditionen; aber der strebende, reformatorische Sinn des Ordens, die Selbständigkeit der einzelnen Klöster, die schon aus Sparsamkeit gebotene Rücksicht auf das vorhandene Material und auf die architektonischen Gebräuche jener Gegend bewahrten sie vor slavischer Nachahmung und Einförmigkeit. Die Aufgabe, solide Formen mit augenscheinlicher Einfachheit und doch auch mit der der Würde des Ortes zusagenden Anmuth zu verbinden, erzeugte vielmehr ein wahrhaft künstlerisches Bestreben, aus welchem sehr originelle, anziehende und mannigfaltige Erfindungen hervorgingen und das fast jeder Kirche ein eigenthümliches Interesse verleiht.

Unter den älteren Cistercienserkirchen Deutschlands sind mehrere, welche die Eigenthümlichkeit des Ordens kaum erkennen lassen, sondern sich einfach der Bausitte der Provinz anschliessen, in der sie entstanden sind. Dies tritt natürlich auch später da ein, wo eine bereits vorhandene oder doch angefangene Kirche dem Orden übergeben wurde. Daher denn eine ziemlich grosse Zahl solcher Kirchen mit flacher Decke und in Formen, die später nicht wieder vorkamen. So ist die Kirche zu Heilsbrunn bei Nürnberg, welche Bischof Otto von Bamberg erbauen lassen und 1132 dem Orden übergab, eine schlichte Säulenbasilika mit schweren Würfelkapitälern. So ferner das Langhaus der Kirche zu Amelunxborn bei Stadtoldendorf mit wechselnden Pfeilern und Säulen, die Kirche von Marienthal bei Helmstedt, die ursprünglich den Prämonstratensern gehörige Kirche von Bebenhausen in Schwaben, selbst die grosse Kirche von Maulbronn und

¹⁾ Jongelinus a. a. O. und zwar in dem Manipulus Hemmerodensis, Tit. XII, p. 21.

²⁾ In Georgenthal wird im J. 1246 ein gewisser Wiegand, Mönch des Klosters, mit dem Zusatze angeführt: „qui tunc magister lapidum vocabatur“. Bei der Gründung von Vietring in Kärnthen befanden sich unter den dahin gesandten Mönchen: „Conversi barbati diversis artibus periti.“ Der Bau von Walkenried wurde durch die Klosterbrüder Jordan und Berthold angefangen, später aber durch den Abt Heinrich geleitet, der „architecturae peritus“ war; unter ihm arbeiteten 21 Laienbrüder als Steinmetzen, Maurer und Zimmerleute. Vgl. Dohme a. a. O. S. 79, 78, 106.

andere. Wie in dieser Zeit die Eigenthümlichkeit der Ordensbauten noch nicht entwickelt ist, so verliert sie sich später wieder, etwa in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Für die mittlere Zeit dagegen, etwa von 1150 bis 1250 bildet sich für die Kirchen des Ordens ein gewisser Typus, der zwar stets mit Freiheit und mit Abweichungen angewendet wird, aber doch im Wesentlichen wiederkehrt. Es ist der einer kreuzförmigen Pfeilerbasilika mit quadraten Gewölben, deren Dienste meistens nicht bis zum Boden herabgehen, sondern in kurzen, von einer Console getragenen Pfeilerstücken bestehen. Das Langhaus pflegt ziemlich lang zu sein, aus vier oder fünf quadraten Gewölben zu bestehen, die Seitenschiffe sind auffallend schmal. Von der Eigenthümlichkeit der Ornamentation und von der Anlage der östlichen Theile haben wir schon gesprochen.

Zu den ältesten und merkwürdigsten der noch erhaltenen deutschen Cistercienserkirchen gehört die von Bronnbach bei Wertheim. Das Kloster wurde im Jahre 1151 und zwar als Fiale von Maulbronn gegründet, und erhielt sofort bedeutende Schenkungen der Grafen von Wertheim und des Erzbischofs von Mainz. Ueber die Vollendung der Kirche besitzen wir keine Nachrichten, indessen wird man nicht fehlen, wenn man sie etwa um 1200 setzt¹⁾. Es ist ein ansehnlicher und solider Bau; ein Langhaus von vier Gewölbquadraten mit Seitenschiffen von nicht völlig halber Breite des Mittelschiffes, ein in gleicher Breite ausladendes Kreuzschiff, auf seiner Ostseite mit zwei viereckigen, durch starke Mauern geschiedenen niedrigen Kapellen, über deren Aussenwände hinaus auf der Breite des Mittelschiffes eine einfache, durch drei Fenster beleuchtete halbkreisförmige Apsis hervortritt. Vor dem östlichsten Quadrate des Langhauses erhebt sich der Boden um zwei Stufen, so dass wahrscheinlich der Chorraum sich bis hierher erstreckte. Fenster und Arcaden sind rundbogig, dagegen die höchst merk-

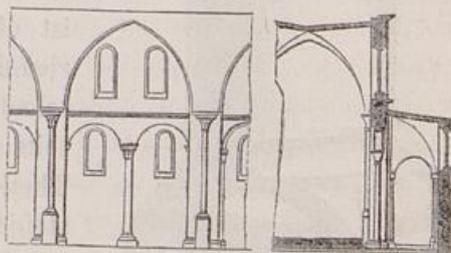
¹⁾ Nachrichten über die Geschichte des Klosters geben Mone (Schriften des Badischen Alterthums-Vereins, Karlsruhe 1849, Band II, S. 307 — 386, und Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Karlsruhe 1851, Bd. II, S. 291 ff.), ferner Aschbach, Geschichte der Grafen von Wertheim, 1843, im zweiten Bande. Für unseren Zweck ist aus den vielen, von beiden mitgetheilten Urkunden zu bemerken, dass nach einem Memoriale des um 1170 lebenden Abtes Diether von Maulbronn (Nro. IV und IX bei Aschbach) der Bau des Klosters von Bronnbach (in den Urkunden auch Brunnebach und Burnebach genannt) im Jahre 1157 begann. Wahrscheinlich noch vor der Vollendung der Kirche entstand indessen ein Zwiespalt im Kloster, weil der Abt Reginhard sich in dem Streite zwischen Kaiser Friedrich und Papst Alexander III. für den ersten erklärte, obgleich der gesammte Cistercienserorden die Partei des Papstes ergriffen hatte. Dies veranlasste Widerstand der Mönche und vielleicht selbst das Verlassen des Klosters, indem im Jahre 1174, nachdem Reginhard zur Abdankung bestimmt worden war, ein neuer Abt mit Mönchen von Maulbronn ausgesendet wurde. Wahrscheinlich wird daher erst nach dieser Zeit der Bau wieder aufgenommen und dann bald vollendet sein.

würdigen Gewölbe spitzbogig. Sie bestehen nämlich im Mittelschiffe, in den Kreuzarmen und in der Vorlage des Chores aus quadraten Kreuzgewölben mit blossen Gräten, die man aber in der That noch als spitzbogige Tonnengewölbe mit grossen Stichkappen betrachten kann, da die Gewölbefelder nicht durch Transversalgeraden geschieden sind und die über den Fenstern einschneidenden Kappen wegen der grossen Stärke der Pfeiler nicht völlig die Breite und Höhe des Longitudinalgewölbes haben. In den Kapellen an den Kreuzarmen sind wirkliche Tonnengewölbe, die Seitenschiffe sind aber mit halben Kreuzgewölben der erwähnten Art bedeckt. Offenbar ist es das ältere französische System der Bedeckung mit ganzen und halben Tonnengewölben, welches aber in Deutschland wegen des Bedürfnisses von grösseren Fenstern und Oberlichtern und durch die Einwirkung des hier schon längst bekannten Kreuzgewölbes modificirt ist. Dieses Auftreten einer französischen Anordnung ist um so auffallender, weil sie sich in Maulbronn nicht findet, wo das Mittelschiff vielmehr die in Cistercienserkirchen seltene gerade Decke

hat, die Seitenschiffe aber mit gewöhnlichen Kreuzgewölben bedeckt sind. Maulbronn stammte von Neuenburg im Elsass, welches eine Kolonie von Bellevaux im Bisthum Besançon, der ältesten Tochter von Morimond, war. Die Verbindung von Bronnbach mit Frankreich war also eine ziemlich entfernte. Dennoch aber muss sich ein Einfluss aus der Central-

gegend des Ordens hierher erstreckt haben, der sich nur dadurch erklären lässt, dass man von Maulbronn aus ältere in französischen Klöstern gebildete Mönche mitgesendet hatte. Auch ist die Choranlage dieselbe wie in Morimond. Im Uebrigen weisen die Details nicht gerade nach Frankreich hin. In den beiden östlichen Gewölbefeldern des Langhauses wechseln Säulen, in den beiden westlichen nur schwächere Pfeiler mit den gewölbetragenden, welche kreuzförmig, unter dem anstrebenden Seitengewölbe mit einem unverzierten Pilaster ohne Kapitäl, unter den Scheidbögen mit Dreiviertelsäulen, auf der Frontseite wieder mit einer Halbsäule besetzt sind, welche letzte aber nicht vom Boden, sondern von einem ziemlich hohen schlichten Pilaster aufsteigt und dadurch dieselben Dimensionen wie die Zwischensäulen erhalten hat. Auf dem Kapitäl dieser Säule liegt dann ein als Viertelstab oder als Welle gebildeter Abacus, auf welchem zwei treppenförmig ausladende Balken den breiten Gewölbansatz stützen. Die Kapitäle sind theils würfelförmig mit derb gearbeiteten Rankenverschlingungen, theils kelchförmig mit schwacher Anwendung breiter Blätter. Sehr eigenthümlich ist die Behandlung der

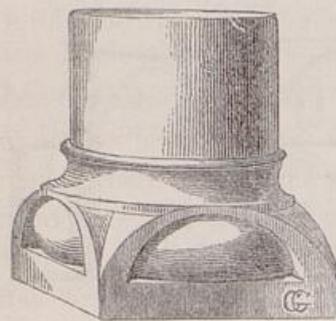
Fig. 87.



Bronnbach.

Basis und des die Stelle des Eckblattes vertretenden Theiles. Während der romanischen Periode, besonders in Sachsen, kommt öfter der Versuch vor, das Eckblatt gewissermaassen organisch zu rechtfertigen, indem man es wie eine Hülse behandelte, welche den Pfahl umschliesst und in den Ecken der Plinthe weiter hinaufwächst. Hier hat man einen ähnlichen Gedanken durchgeführt, nur dass diese Hülse nicht von unten nach oben, sondern umgekehrt von oben nach unten wächst und sich anlegt, and dies mit mehreren sinnreichen Variationen. In einigen Fällen erscheint sie nämlich wie eine zarte Haut, welche am oberen Rande des Pfahls im ganzen Umfange anhebt und in den Ecken sich zu Voluten aufrollt, dazwischen aber in wechselnden Bogenlinien abstirbt. In anderen Fällen bildet sich dagegen eine stärkere Schale, welche wie die der Nuss einen gleichgestalteten kleineren Kern umgiebt und da, wo sie über die Plinthe überragen würde, abgeschnitten ist, so dass sie hier den inneren Kern sehen lässt, während sie in den Ecken

Fig. 88.



Bronnbach.

neben dem Kerne mit einem kleinen Zwischenraume von demselben stehen geblieben ist und so die Lücke ausfüllt. Besonders anmuthig ist die Ausführung der Basis an den drei ziemlich reich mit monolithen Säulen geschmückten rundbogigen Portalen der Westseite. Neben diesen feiner ausgebildeten Theilen ist dann die fast bis zur Rohheit gesteigerte Einfachheit mancher anderen, namentlich der Wandpilaster in den Seitenschiffen, sehr auffallend. Die Aussenmauern sind schmucklos, auf der Nordseite mit schwachen

Strebepfeilern besetzt, nur an der Chornische mit einer Rautenverzierung und einem auf Consolen ruhenden Rundbogenfriese ausgestattet, welcher in seinen Details ganz denen am Dome und am Neumünster zu Würzburg gleicht. Wir sehen daher hier sehr anschaulich die eigenthümliche Mischung von französischen und deutschen Elementen und von Einfachheit und Zierlichkeit, und zugleich die Selbständigkeit der Baumeister von älteren Traditionen und neu aufgekommenen Formen, welche die deutschen Cistercienserbauten charakterisirt. Auch der Kreuzgang, obgleich etwas jünger als die Kirche, hat noch sehr primitive Formen. Jede seiner Abtheilungen besteht nämlich aus drei auf Säulen ruhenden, stumpfen, aber stark überhöheten Spitzbögen, von denen der mittlere die beiden anderen überragt und fast in die Spitze des die ganze Gruppe umfassenden steilen Spitzbogens hineinreicht. Auch er wird daher noch ans dem zwölften Jahrhundert stammen.

Neben der Kirche zu Bronnbach ist die des 1156 gegründeten Klosters zu Thennenbach (Porta Coeli) im Breisgau zu nennen. Sie ist zwar in den

Jahren 1829 bis 1830 abgebrochen, aber als evangelische Kirche nach dem nicht weit entfernten Freiburg versetzt und daher auch in den Theilen, welche bei dieser Uebertragung verändert sind, uns durch die Beschreibung des Architekten wohl bekannt¹⁾. Die Angabe entspricht im Ganzen jenem vorherrschenden Typus; vier Quadrate bilden das Mittelschiff des Langhauses, drei das Querschiff, an dessen Ostseite sich neben dem gerade geschlossenen Altarhause je zwei rechtwinkelige Kapellen anlegen. Ungewöhnlich ist aber die Ueberwölbung der Seitenschiffe; sie bestand nämlich ursprünglich (denn bei dem Wiederaufbau in Freiburg sind statt dessen spitzbogige Kreuzgewölbe angebracht) in quergelegten Tonnengewölben also in einer Wölbungsart, die in verschiedenen Gegenden von Frankreich, und unter Anderem auch in der Cistercienserkirche von Fontenay angewendet²⁾, in Deutschland aber ganz unbekannt war und auch niemals wiederholt ist. Die Arcaden sind schon Spitzbögen und das unbeschädigt nach Freiburg übertragene Hauptportal zeigt, obgleich rundbogig, schon eine Annäherung an den gothischen Styl, die aber hier, bei der engen Verbindung mit Frankreich, welche durch jene Seitengewölbe bewiesen wird, uns noch nicht berechtigt, dem Bau ein späteres Datum zu geben, als etwa um 1200.

Die Choranlage mit mehreren niedrigen, auf der Ostseite des Kreuzes und in einer Flucht mit dem Chorraum angelegten Kapellen, wie wir sie in Bronnbach finden, ist die beliebteste in den früheren Cistercienserkirchen; man wechselte dabei aber mit dem halbkreisförmigen und dem rechtwinkeligen Schluss des Chorraums und zuweilen auch der Kapellen. So haben die nahe bei einander gelegenen südfranzösischen Kirchen Thorouet, Sylvacane und Sénauque, von denen ich früher sprach, sämmtlich vier solcher Seitenkapellen neben dem Chore, die beiden ersten aber wie Morimond und Bronnbach mit halbkreisförmiger, die dritte mit geradliniger Schlusswand des Chorraumes. Im nördlichen Frankreich hat Vaux-de-Sernay in der Diöcese von Paris gerade den Chorraum viereckig, die Kapellen aber halbkreisförmig geschlossen; Fontenay bei Montbord (Dép. côte d'or) dagegen durchweg rechtwinkelige Schlusswände³⁾. Dies ist auch die vorherrschende Form in Italien, wo sie sich, und zwar häufig mit grösserer Ausladung der Kreuzarme und daher mit drei Kapellen auf jeder Seite des Chores, nicht bloss an Cistercienserkirchen, wie unter anderen an denen von Fossanova bei Anagni und

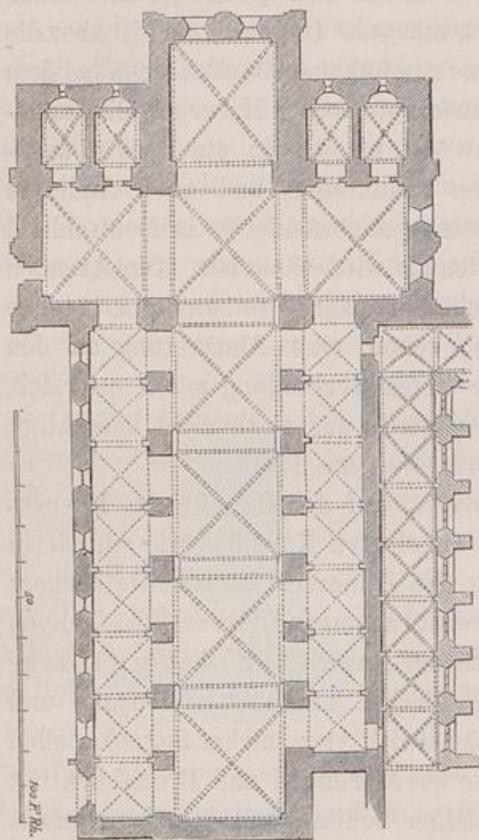
¹⁾ Vgl. Hübsch, Bauwerke S. 12 und die dazu gehörigen Zeichnungen.

²⁾ Vgl. Band IV, S. 512.

³⁾ Viollet-le-Duc I, S. 274. — Auch die Kirche von Bellaigue (Dép. Puy-de-Dome), welche, nach Einführung der Cistercienser (1137) in das ehemalige Benedictinerkloster, erbaut ist, hatte neben dem Chore vier demselben parallele Kapellen. Mittheilung von Montalembert in den Annales archéologiques XII, p. 328.

Casamari bei Veroli¹⁾, sondern auch in den Kirchen anderer Orden, namentlich der Franziskaner²⁾, findet. Auch in Deutschland haben wir mehrere ähnliche Anlagen, jedoch, soviel ich weiss, nur an Cistercienserkirchen. Eine der ältesten ist die im Jahre 1186 geweihte Kirche von

Fig. 89.



Loccum.

Eberbach im Rheingau³⁾, mit quadraten Gewölben, viereckigen, meistens ganz schlichten Pfeilern, rundbogigen Fenstern, Gewölbträgern auf Consolen. Die Zahl der Kapellen ist hier auf jeder Seite auf drei gesteigert. Aehnlich, jedoch nur mit fünf Altarräumen, ist die Kirche von Loccum bei Stadthagen östlich der Weser. Das Kloster, dessen umfangreiche, im entwickelten gothischen Style ausgeführten Gebäude noch wohl erhalten sind, war schon 1163 gegründet, die Kirche ist bedeutend jünger und wurde wahrscheinlich in den Jahren 1240 — 1277 vollendet. Ein gewisser Bodo wird als Baumeister genannt. Sie hat durchweg spitzbogige, aber ungegliederte Arcaden, im Langhause eben solche, in den östlichen Theilen dagegen rundbogige Fenster, die auch hier wie in Bronnbach paarweise unter den oberen Schildbögen stehen. Die Pfeiler sind viereckig und stark, die gewölbtragenden oben durch einen Vorsprung verstärkt, der als breite Console den Quergurt trägt, die Zwischenpfeiler nach sächsischer Weise mit Ecksäulchen

den oben durch einen Vorsprung verstärkt, der als breite Console den Quergurt trägt, die Zwischenpfeiler nach sächsischer Weise mit Ecksäulchen

¹⁾ Ich verdanke die Kenntniss dieser Kirchen den Mittheilungen des verstorbenen Bibliothekars Dr. Bethmann in Wolfenbüttel. — S. Vincenzo e Anastasio bei Rom nur mit zwei Kapellen auf jeder Seite, Grundriss bei Lenoir, *archit. monastique* II pag. 47.

²⁾ In Frankreich haben die Klöster La Règle bei Limoges und La Couronne bei Angoulême, obgleich nicht Cistercienser, die Form von Loccum.

³⁾ Vgl. Geier und Görz, *Denkmale romanischer Baukunst am Rhein*, Heft 1. Die hier erwähnte Kirche ist die, welche die Herausgeber als die neuere bezeichnen. Vgl. oben IV, S. 370, Anm. — *Denkmäler aus Nassau*, Heft 2 u. 3, Wiesbaden 1857, 1862. — *Urkundenbuch der Abtei Eberbach*, herausgegeben von K. Rossel, Wiesbaden 1862 ff.

verziert. Die Kapellen an den Kreuzarmen sind im Aeusseren durch eine gemeinschaftliche gerade Mauer, im Inneren einzeln halbkreisförmig geschlossen. Der ganze Bau ist sehr einfach und strenge, mit Ausnahme der Chor- und Querhauswände noch ohne Strebepfeiler, mehr romanisch als gothisch¹⁾. Dieselbe Anlage der östlichen Theile, nämlich je zwei niedrige Kapellen neben dem rechteckigen Chor zeigt die Kirche zu Eusserthal bei Kaiserslautern²⁾, deren Langhaus nicht mehr besteht. Die Schlusswand des Chores ist hier durch zwei Reihen rundbogiger Fenster würdig belebt. Verwandt ist auch die Kirche des erst im Jahre 1170 gegründeten, aber schnell aufgeblühten Klosters zu Zinna bei Jüterbog³⁾. Es ist eine schlichte Pfeilerbasilika, und zwar von sehr sorgfältig behauenen Granit. Strebepfeiler fehlen, die Fenster sind lancetförmig, die Arcaden spitz, das Langhaus mit schmalen Kreuzgewölben; jedoch aus späterer Zeit, gedeckt, während die Kapellen am Kreuze noch Tonnengewölbe haben. Diese Kapellen, je zwei auf jeder Seite, und die Chornische selbst sind inwendig rund, äusserlich polygonförmig geschlossen; sie sind indessen überaus niedrig und sehr schwach beleuchtet. Schon das Material gebot hier die höchste Einfachheit; nur die Consolen der Gewölbräger zeichnen sich durch Verzierungen von diamantirten Stengeln und stylisirtem Blattwerk spät romanischen Styles aus, welche in gebranntem Thon gearbeitet und dem rohen Granitblock angehängt sind. Auch die schöne, jetzt in Ruinen liegende Kirche von Walkenried am Harze, die im Jahre 1207 begonnen, aber erst 1290 geweiht war und schon eine starke Annäherung an die Gothik zeigt, hatte wahrscheinlich eine ähnliche Choranlage, wie dies theils die erhaltenen Nachrichten, theils der jetzige, im vierzehnten Jahrhundert aufgeführte Chorbau vermuthen lassen⁴⁾. Eine sonderbare Modification dieser Anlage zeigt die Klosterkirche von Maulbronn. Hier sind nämlich auf jeder Seite des viereckigen Altarraumes drei kleine Kapellen angebracht, jedoch so, dass sie nicht neben dem Kreuzschiffe, sondern an der Stelle desselben stehen und im Aeusseren nicht sichtbar werden. Die Kreuzarme sind nämlich getheilt, so dass die östliche Hälfte jene drei Kapellen enthält, die westliche aber einen vor demselben liegenden Gang bildet. Es hängt damit zusammen,

¹⁾ Mittelalterl. Baudenkmäler Niedersachsens. Heft 10. Hannover 1864. — Lübke a. a. O. S. 119 und Taf. VIII. — Derselbe im Organ für christliche Kunst 1853 S. 17 bis 19, Bemerkung von v. Quast ebenda S. 51.

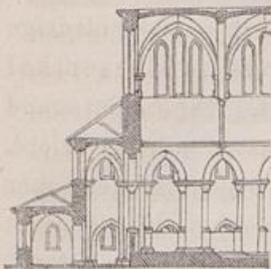
²⁾ Abbild. bei Sighart, Gesch. d. Bild. K. in Bayern S. 253, der jedoch irrig das Kloster den Benedictinern zuschreibt.

³⁾ Otte, bei Puttrich, Bd. II, Abth. 2, Serie Jüterbog, S. 26, setzt sie um 1216. Vgl. die Abbildungen das. Taf. 13 — 16.

⁴⁾ Vgl. die Publication von Lotz bei v. Quast und Otte, Zeitschrift II, 193 und die von Leuckfeld, Antiquitates Walkenriedenses, Leipzig 1705, gegebene Beschreibung.

dass die Kreuzarme nicht die Höhe des Mittelschiffes (die bei der Enge jener Abtheilungen unverhältnissmässig gewesen sein würden), sondern nur die der Seitenschiffe haben, wobei denn der dadurch gewonnene obere Raum je einen, für klösterliche Zwecke benutzten Saal bildet.

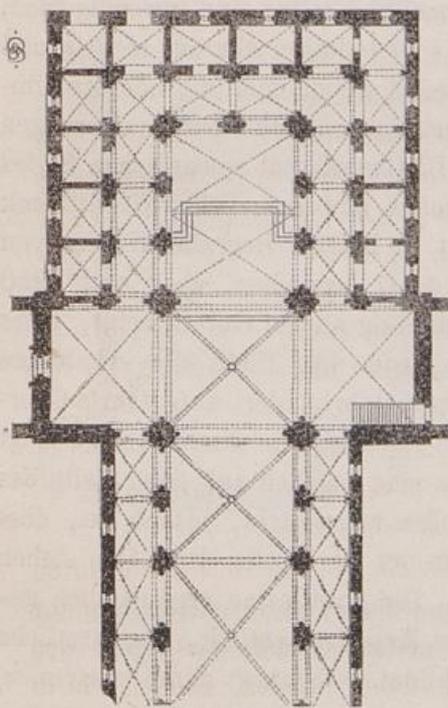
Fig. 90.



Riddagshausen, Chor.

In einigen anderen Kirchen finden wir diese Kapellenanlage sehr viel reicher entwickelt, indem der Chor zwar rechtwinkelig, aber von grösserer Tiefe und auf allen seinen drei Aussenseiten von einem Umgange und daran stossenden Kapellen begleitet ist. Das bedeutendste, wenn auch nicht das älteste Beispiel einer solchen Anlage giebt die Kirche zu Riddagshausen bei Braunschweig¹⁾. Der

Fig. 91.



Riddagshausen.

Grundplan besteht zunächst wiederum aus einem Langhause von vier Gewölquadra-
 quadrate, hier mit sehr schmalen, noch nicht ein Drittel der Mittelschiffbreite haltenden Seitenschiffen und einem um etwas mehr als diese Seitenschiffbreite ausladenden Kreuzschiffe. An dieses schliesst sich die Choranlage, deren innerer rechtwinkelig umgrenzter Theil durch zwei Kreuzgewölbe von der Höhe des Mittelschiffes gedeckt, und von einem, nach dem Kreuzschiffe zu geöffneten Umgange von der Breite und Höhe der Seitenschiffe, demnächst aber von vierzehn niedrigen und kleinen viereckigen Kapellen, und zwar sechs auf der Ostseite und vier auf jeder der beiden anderen Seiten, umgeben ist, welche an die Ostseite des Kreuzschiffes anstossen, aber nur vom Chor-

¹⁾ Zeitschrift für Bauwesen, Berlin 1857. Tafel 65 ff., Text von Ahlburg, S. 543 ff. — Schiller, die mittelalterliche Architektur Braunschweigs (1852), giebt Grundriss und Beschreibung, Kallenbach's Chronologie Tafel 31 eine Abbildung des Chores. Vgl. auch Lübke im D. Kunstbl. 1851, S. 83. Riddagshausen gehörte zur Linie von Morimond, dessen Choranlage, wie wir gesehen haben, eine andere war. Eher scheint die hiesige der von Citeaux zu gleichen, indessen zeigt die bei Viollet-le-Duc nach einer älteren Zeichnung gegebene Ansicht, dass daselbst (wie in der weiter unten zu beschreibenden Kirche von Arnsburg) Umgang und Kapellen von gleicher, nicht wie in Riddagshausen und Ebrach von verschiedener Höhe waren.

umgänge aus zugänglich sind. In französischen Gebäuden kommt eine solche Anordnung des Chores nicht vor, wohl aber in einem Entwurf des Villard de Honnecourt, bei welchem dahin gestellt bleiben muss, ob er die Anregung dazu bei seinen Reisen in Deutschland erhalten¹⁾. Der Zweck dieser Anlage war offenbar, abgesonderte und dem Volke verschlossene Kapellen für den Gebrauch der Mönche zu erhalten. Zugleich aber gab sie mit ihren zwei stufenweise zu dem [höheren inneren Raum aufsteigenden Dächern dem Aeusseren des Chores eine sehr ernste, dem Sinne dieses Ordens entsprechende Gestalt. Eben so ernst und einfach ist die ganze Anordnung und Ausstattung des Inneren. Die Dimensionen sind nicht unbedeutend, die allerdings unverhältnissmässig grosse Länge 271, die Breite des Querarmes 103, die des Mittelschiffes 32, die Gewölbhöhe über 70 Fuss. Die Pfeiler sind kreuzförmig gestaltet, unter den Scheidbögen und in den Seitenschiffen mit einer einfachen, im Mittelschiffe mit dreifachen vom Boden aufsteigenden Halbsäulen. Alle Bögen an Gewölben, Arcaden und Fenstern sind spitz, über den eckig profilierten Scheidbögen aber ist noch nach romanischer Weise ein schachbrettartig verziertes Horizontalgesims angebracht. Die Oberlichter stehen paarweise und ohne Verzierung unter den Scheidbögen der quadraten Gewölbe; die Kapitäle des Langhauses sind schmucklose Kelche. Im Chore ist Alles reicher ausgestattet. Die Oberlichter bestehen hier aus Gruppen nicht von zwei, sondern von drei Fenstern unter jedem Gewölbe, und sind von einem eigenen, auf zwei kleinen Säulchen ruhenden Gurtbogen sehr zierlich eingerahmt. Die Kapitäle und Consolen sind wechselnd und geschmackvoll verziert. An einigen der ersten findet sich der sonst nirgends vorkommende Gedanke, den Uebergang des Kelches in die Deckplatte durch eine Eckverzierung, ähnlich dem Eckblatte der Basis, zu vermitteln²⁾, unter diesen haben mehrere die auffallende und seltene Gestalt eines von der Mauer abgebogenen Hornes³⁾. Wir sehen daher wieder, ähnlich wie in

Fig. 92.



Riddagshausen.

¹⁾ Darcel et Lassus, Album de Villard de Honnecourt, Paris 1858, p. XXVII: „vesci une glize del quarie ki fu esgardee a faire en lordene dcistiaux“. — Vgl. ebenda S. 113 ff., Text und Anmerkungen.

²⁾ Nur in der Kirche zu Rosheim im Elsass hat ein Säulenkapital ein ähnliches Motiv. (Chapuy's moyen âge monumental nro. 312.) Da diese Kirche und dies Kapital aber älter sind und ein Zusammenhang zwischen Rosheim und Riddagshausen nicht denkbar ist, so ist dies wieder ein Beweis, dass ähnliche Formen im Mittelalter häufig mehrmals unabhängig entstanden und dass man aus solchen Aehnlichkeiten nicht auf eine Herleitung schliessen darf.

³⁾ In Deutschland kommen solche Consolen, so viel ich weiss, nur noch in der

Bronnbach, höchst originelle Aeusserungen eines feinen Geschmacks ungeachtet der hervorgebrachten Einfachheit der Grundformen.

Die Zeit des Baues steht nicht fest; das Kloster ist 1145 gegründet, eine Weihe wird erst im Jahre 1278 berichtet, der ganze Charakter des Baues lässt aber darauf schliessen, dass er in der Zwischenzeit, jedenfalls vor 1250, im Wesentlichen vollendet und mithin im Anfange des Jahrhunderts begonnen ist. Namentlich gilt dies von dem Chore. Wenn die Bauschule des Ordens auch die reichere Gliederung des gothischen Styles verschmähete hätte, so lag jedenfalls kein Grund vor, da, wo sie verzierte, sich an den Geschmack des romanischen Styles zu halten. Hier ist aber noch kein Einfluss des gothischen Styles zu erkennen, vielmehr bestehen die Verzierungen der Kapitäle durchweg aus romanischen Formen und stylisirtem Blattwerke. Nur die Ausführung der drei westlichen Gewölbquadrate, vielleicht sogar die ganze Ueberwölbung des Mittelschiffes mag, da ihre Rippen in einer dem gothischen Style sich annähernden Weise profilirt sind, aus der jener Weihe unmittelbar vorhergegangenen Zeit stammen¹⁾.

Eine merkwürdige Uebereinstimmung mit dieser Choranlage hat die der reichen Cistercienserabtei zu Ebrach in Franken. Dieselbe Zahl der Pfeiler und der Kapellen, dieselbe Abstufung der Höhenverhältnisse des inneren Chores und der äusseren Theile, man glaubt den Chor von Riddagshausen zu sehen. Nur darin besteht eine Verschiedenheit, dass die Kreuzarme in Ebrach weiter ausladen und daher auf ihren östlichen Seiten noch eine fernere Nebenkapelle haben. Das Langhaus unterscheidet sich von jenem, indem es nicht quadrate, sondern schmale Kreuzgewölbe, nicht paarweise, sondern einzeln stehende und spitzbogige Fenster hat, auch schon

Sebalduskirche zu Nürnberg und in der Dominikanerkirche zu Regensburg (Kallenbach Chronologie Taf. 32), ähnliche aber nicht ganz gleiche auch im westlichen Querschiffe des Bamberger Domes vor, ausserhalb Deutschlands weiss ich nur ein Beispiel in der Kirche von Broadwater, Grafschaft Sussex; indessen sind in England die sehr verwandten trichterförmigen Consolen in spätnormannischen und noch mehr in gothischen Bauten dieser und der folgenden Epoche sehr gewöhnlich. (Glossary I, s. v. Corbel, II, Taf. 34. 35.) Die mitgetheilte Zeichnung verdanke ich der Güte des Herrn Dr. C. Schiller in Braunschweig.

¹⁾ Für die (auch von Schiller a. a. O. S. 135 angenommene) Meinung, dass die ganze Kirche der Zeit vor 1275 zuzuschreiben sei, liesse sich allerdings der Umstand anführen, dass auch die Dominikanerkirche zu Regensburg, in welcher die vorher erwähnten Consolen sich in ganz gleicher Weise finden, erst um 1265 gebaut ist. Indessen ist der Styl beider Kirchen übrigens so sehr verschieden, dass schon ihre Vergleichung genügte, das frühere Alter von Riddagshausen zu erweisen. Auch war das Kloster schon lange so blühend, dass es nicht wohl ohne grössere Kirche gewesen sein kann, deren Erneuerung dann wiederum nicht nach so kurzer Zeit nöthig geworden sein würde. Schon in einer Urkunde vom Jahr 1216 nennt Kaiser Otto das Kloster „dilectissima nobis ecclesia“. Jongelinus a. a. O. Lib. III, p. 32.

durchweg und zwar am Oberschiffe mit ziemlich ausgebildeten Strebepfeilern versehen ist. Die Kirche ist um 1200 begonnen, aber erst 1285 geweiht¹⁾, und die Ausführung des Langhauses mag daher erst in diese spätere Zeit fallen, welcher jedenfalls die reichen Radfenster der Façaden angehören. Der Chor stammt dagegen unzweifelhaft vom Anfange des Jahrhunderts, was sich auch durch einen äusseren Umstand erweisen lässt. Dem nördlichen Kreuzarme ist nämlich eine bedeutend niedrigere, aber in Kreuzgestalt angelegte Kapelle des heil. Michael²⁾ dergestalt angefügt, dass sie erst nach Vollendung dieses Kreuzarmes, dessen Mauern ihr zum Theil als Seitenwand dienen, errichtet sein kann. Diese Kapelle, mit Ringsäulen und Kleeblattarcaden reich geschmückt, hat aber durchweg Formen des Uebergangstyles, nicht unähnlich der Vorhalle von Kloster Maulbronn, wird mithin spätestens von 1230 bis 1240 begonnen sein, so dass der Anfang des damals vollendeten Chores in eine sehr viel frühere Zeit fällt.

Einige andere Kirchen haben dieselbe Choranlage in vereinfachter Form. So zunächst die zu Arnsburg in der Wetterau³⁾, deren Grundplan sich von dem von Riddagshausen nur dadurch unterscheidet, dass die Seitenschiffe etwas breiter sind und die Kapellen unmittelbar und ohne Umgang an den inneren Chorraum anstossen, so dass sich am Aeusseren nur ein, tiefer als die Seitenschiffe gelegenes Dach um den rechtwinkeligen Chor herumzieht. Sie sind sehr niedrig und nur durch Thüröffnungen mit einander verbunden, auch in geringerer Zahl. Dafür ist aber neben ihnen auf jeder Ostseite des Kreuzes noch eine mit einer kleinen Nische abschliessende Kapelle angebracht, auch hat die mittlere Kapelle hinter dem Chore eine solche Nische. Die Details deuten auf eine etwas frühere Entstehung. Die Pfeiler sind einfach viereckig, nur in den Seitenschiffen mit einer vom Boden aufsteigenden Halbsäule versehen, während im Mittelschiffe eine kurze auf einer Console ruhende Säule die Gewölbgurten trägt; das Horizontalgesims fehlt und an seiner Stelle sind kleine fensterartige und schmucklose Oeffnungen, ähnlich wie in St. Germer in der Picardie und in Heisterbach angebracht, welche den Dachraum der Seitenschiffe beleuchten. Die Basis ist die attische, mit einfachem, wohlgebildetem Eckblatte, die Kapitäle sind theils würfelförmig, theils kelchförmig mit knospenartigem Blattwerk, die

¹⁾ Brevis notitia Monasterii B. V. M. Ebracensis, Romae 1793. Die Dimensionen sind noch bedeutender als in Riddagshausen, die gesammte Länge 294, die Breite des Langhauses 81, die Höhe 90 Fuss.

²⁾ Der Verfasser der ebengenannten Schrift vermuthet (S. 31), dass diese Kapelle an Stelle der ursprünglichen kleinen Kirche des Klosters und zum Andenken an dieselbe errichtet sei. Dadurch erklären sich sowohl die Kreuzgestalt wie die eigenthümlichen und künstlich ausgeglichenen Unregelmässigkeiten der Anlage.

³⁾ Gladbach a. a. O. Taf. 52 — 60.

Fenster sämmtlich rundbogig, ebenso die Arcaden mit Ausnahme der in den drei westlichen Quadraten, welche aus einfachen, eckig profilirten und mit einem Gurtbogen unterzogenen Spitzbogen bestehen. Nach den historischen Nachrichten wurde das Kloster an dieser Stelle im Jahre 1174 gegründet und um 1215 reich beschenkt. Wahrscheinlich stammt daher der Bau ungefähr aus dieser Zeit; das Kapitelhaus, welches dieselben Kapitäle, aber übrigens frühgothische Formen zeigt, wird dann etwa um 1250 den Schluss dieser Bauhätigkeit gebildet haben.

Aehnlich ist ferner die im Jahre 1222 geweihte Kirche zu Marienfeld bei Güterslohe in Westphalen¹⁾, auch sie mit rechtwinkeligem Chorschlusse und niedrigem Umgange, in welchem sich jedoch keine Zwischenmauern zur Abtheilung der Kapellen befinden. Die Arcaden sind spitz, die Fenster mit Ausnahme des Kreuzschiffes im Rundbogen geschlossen; die Gewölbträger ruhen auch hier auf einem Bündel von kleinen, von einer Console getragenen Säulen, deren Abacus in das Horizontalgesims fällt. Die Anordnung weicht in sofern von den bisher genannten Cistercienserkirchen ab, als die Pfeiler völlig unverziert und von ungewöhnlicher Breite sind, und die Arcaden zwischen ihnen auf einer Säule ruhen. Die Erbauer haben sich also in dieser Beziehung an den westphälischen Uebergangstyp angeschlossen.

Aehnliche Choranlage hatte ursprünglich die Kirche zu Marienthal bei Helmstedt, eine noch jetzt erhaltene flach gedeckte, sehr schmucklose Pfeilerbasilika aus dem zwölften Jahrhundert, an deren Chorwand die rundbogigen Oeffnungen der abgebrochenen Kapellen noch zu erkennen sind²⁾, und haben noch jetzt die freilich nur als Stall und Scheuer dienende Kirche des ehemaligen Cistercienser-Nonnenklosters St. Burchard bei Halberstadt, der dem romanischen Langhause angefügte frühgothische Chor der Klosterkirche zu Amelunxborn an der Weser, dieser jedoch ohne Scheidewände der Kapellen, und in anderer Weise vereinfacht, und endlich die schon im entwickelten gothischen Style erbaute, später ausführlich zu würdigende Kirche des Cistercienserklosters Salem am Bodensee, wo der Chor jederseits zwei Seitenschiffe hat, seine Ostseite aber mit gerader Wand schliesst. Aehnliches scheint schon bei dem Kloster Hude im Oldenburgischen, aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, der Fall gewesen zu sein³⁾.

¹⁾ Lübke a. a. O. S. 141 und Taf. VIII.

²⁾ Lübke im Organ für christl. Kunst 1853, Nro. 1.

³⁾ Von der Kirche zu Hude (in der Ordenssprache Portus S. Mariae) stehen nur noch Ruinen, welche später ausführlicher gewürdigt werden sollen. Ein vorhandenes Mauerstück deutet darauf hin, dass auf der Ostseite des rechtwinkligen Chores keine

In anderen Cistercienserkirchen ist die Choranlage minder eigenthümlich. Die zu Heilsbronn in Franken¹⁾, zu Roda in Sachsen, zu Hayna in Hessen, die erst im vierzehnten Jahrhundert erbaute zu Pelplin in Preussen haben zwar viereckige Chorräume, aber ohne Kapellen. Ebenso die schöne Kirche zu Otterberg bei Kaiserslautern, die bereits oben (S. 270) beschrieben ist. An das Langhaus, dessen Formen völlig dem Styl der Cistercienser entsprechen, schliesst sich das sehr schmale Kreuzschiff und an dieses ohne Nebenkapellen der viereckige Altarraum an, der jedoch im Osten mit einer sehr flachen, aus drei Polygonseiten gebildeten Nische endet. Diese Nische, die kaum eine Raumerweiterung oder sonst irgend einen praktischen Nutzen gewährte, zeigt recht deutlich, dass die Vorliebe für den geraden Chorschluss nicht auf irgend einer Vorschrift, sondern nur auf Gewohnheit und Sparsamkeit beruhete. Auch verlor sich diese Sitte immer mehr und während sie im zwölften Jahrhundert in der That die Regel bildet, kommt im dreizehnten die runde oder polygone Apsis häufiger vor. Eine sehr eigenthümliche Erscheinung giebt in dieser Beziehung die Kirche zu Lilienfeld in Oesterreich, eine Stiftung Herzog Leopolds VII., der den Bau 1202 begann aber erst vier Jahre darauf den Cisterciensern übergab. Sie erhielt schon 1220 in Verbindung mit der Beisetzung des kurz vorher verstorbenen Stifters eine Weihe, ohne Zweifel nur der östlichen Theile. Diese bestehen nur aus einem hohen von fünf Seiten des Zehnecks geschlossenen Altarhause das dann aber äusserlich auf allen drei Seiten von niedrigen, doppelten Seitenschiffen umgeben, gewissermaassen rechtwinkelig eingerahmt ist. Dieser Umgang des Chores scheint, obgleich er neben spitzen Arcaden noch rundbogige Fenster hat, ein späterer Anbau zu sein, den man hinzugefügt hat, um die ungewöhnliche, von dem fürstlichen Stifter angeordnete Choranlage mit den Sitten des Ordens zu vereinigen. Um dieselbe Zeit begann man aber an anderen Orten schon sich freier zu bewegen²⁾. Die Kirche zu Heisterbach vom Jahre 1202, die ich oben ausführlich beschrieben habe

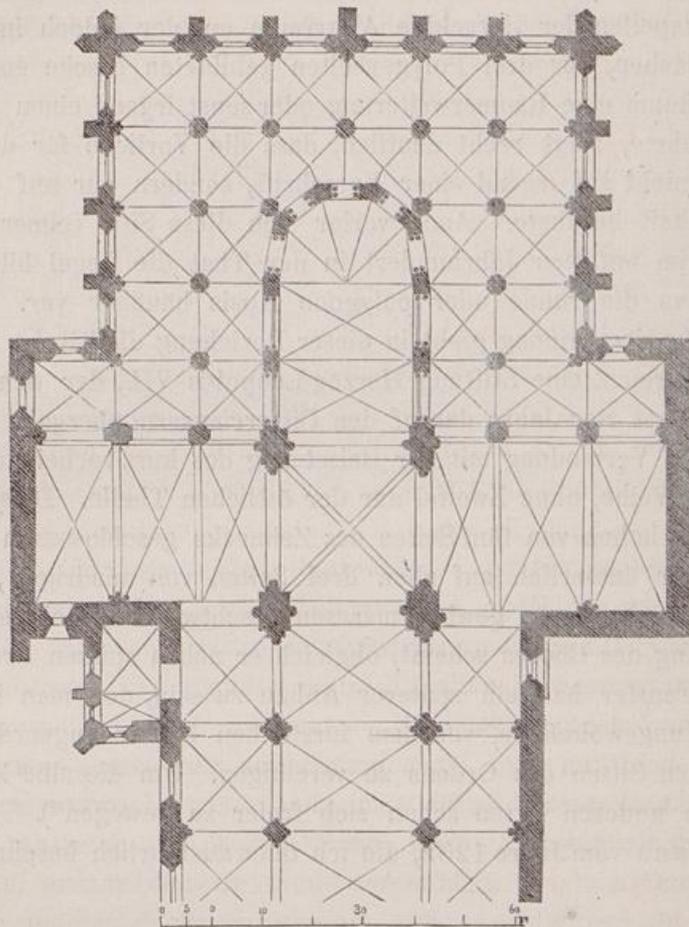
Kapellen waren, während dahingestellt bleiben muss, ob die Nebenschiffe des Chors — nur eins befand sich an jeder Seite — offen oder in Capellen getheilt waren. Vgl. die Mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens. Neues Heft. Hannover 1863.

¹⁾ Der jetzige polygone Chor ist spätgothisch und eine Verlängerung des ursprünglichen Gebäudes, welches anscheinend rechtwinkelig mit Seitenschiffen, aber ohne Kapellen, schloss. Vgl. den Grundriss in des Freiherrn v. Stillfried Alterth. und Kunstdenkmälern des Hauses Hohenzollern.

²⁾ Der nach den vorgefundenen Ueberresten der zerstörten Cistercienserkirche Hradist (Gradii) bei Münchengrätz restaurirte, in den Mitth. d. k. k. Centr.-Comm. Bd. IX, (1864) S. 138 abgedruckte Grundriss dieser Kirche nimmt eine Choranlage an, welche mit der von Lilienfeld genau übereinstimmt. Allein jene Ueberreste berechtigten dazu keineswegs, es ist nicht die mindeste Spur der polygonförmigen Anlage vor-

und deren interessante Eigenthümlichkeiten den strebsamen Geist des Ordens von seiner günstigsten Seite zeigen, hat einen halbkreisförmigen Umgang zwar mit tiefen Nischen, aber ohne Kapellen, welche jedoch auf der Ostseite des Kreuzes nicht ganz fehlen. Nicht lange darauf wurde dann, wie dies schon in Longpont in der Picardie geschehen war, die reiche Form des

Fig. 93.



Chor der Kirche zu Lilienfeld.

Kapellenkranzes auch in deutschen Cistercienserkirchen angewendet, wie dies die später zu erwähnenden Kirchen von Marienstatt und Altenberg beweisen ¹⁾

fanden, und die sechs östlichen Joche eines niedrigen Umganges, die man gefunden, lassen sich ebensowohl und mit grösserer Wahrscheinlichkeit auf eine Choranlage wie in Riddagshausen, also mit durchaus rechtwinkliger Anlage vereinigen.

¹⁾ An der freilich erst nach der Mitte des 13. Jahrh. erbauten Cistercienserkirche zu Hohenfurt im südlichen Böhmen hat man die Vorliebe für gerade Schlusswände

In den Ländern des Backsteinbaues treten die Eigenthümlichkeiten der Cistercienser-Bauten minder deutlich hervor, weil das Material den künstlerischen Traditionen des Ordens von Hause aus fremd war und sie folglich bei seiner Anwendung entschiedenere locale Einflüsse erfuhren. Dies gilt von den Formen wie von dem Grundrisse. Die schon oben (S. 307) erwähnte Kirche von Dobrilugk zeigt in ihrer Anlage kaum irgend eine der charakteristischen Eigenheiten der Cistercienser. Die schöne Kirchen-Ruine des 1180 gestifteten Klosters Lehnin in der Mark Brandenburg¹⁾ hat ebenfalls eine halbkreisförmige Apsis und zwar mit zwei Fensterreihen, in den Ecken von Chor und Querhaus liegt jederseits eine quadratische Kapellen-Gruppe, mit vier Kreuzgewölben bedeckt und nur in ihrer östlichen Hälfte durch eine Zwischenwand geschieden. Die Vollendung erfolgte erst 1262, aber die Osttheile, das zunächst liegende Doppeljoch des Langhauses eingeschlossen, sind viel früheren Ursprungs, ebenso die rundbogigen Arcaden des Westbaues, die aber in der Folge von Spitzbogenblenden umrahmt wurden, und zwischen denen sich, über dem je zweiten Pfeiler, in mehreren Abstufungen breite Dienste zur Aufnahme der Gewölbgurten auskragten; auch die paarweise gestellten Oberlichter sind spitzbogig und in dem Gurtgesimse mit Blattwerk, das sich innen unter dem Fuss der Fenster hinzieht, sowie in dem Felderfriese am Aeusseren der Ostseite zeigen sich neue ornamentale Formen. — Auch die schon erwähnten Ordenskirchen von Colbatz in Pommern und von Oliva bei Danzig²⁾ haben den polygonen Chor, während die Ruinen von Eldena bei Greifswald wieder geraden Chorschluss und jederseits zwei Ostkapellen zeigen³⁾.

Ueberhaupt verschwindet die Eigenthümlichkeit der Cistercienserbauten allmählig; die ursprüngliche Scheu vor reicheren Formen liess nach; die Kirchen selbst behielten zwar einen einfacheren Charakter, aber man gestattete sich Nebenkappen, Vorhallen und Kreuzgänge decorativ zu schmücken. Auch erhielt der locale Styl jeder Gegend jetzt grösseren Einfluss. Die neuen Stiftungen gingen nicht mehr unmittelbar von Frankreich, sondern von älteren deutschen Klöstern aus und wurden gleich anfangs durchweg mit einheimischen Mönchen besetzt; die französischen Mutterklöster behielten zwar ihre hierarchische Obergewalt, aber sie fanden es nicht mehr nöthig

so sehr aufgegeben, dass neben der mit fünf Seiten des Achtecks geschlossenen Chornische von den zwei auf jeder Seite sich anfügenden Kapellen die äussersten mit einem spitzen Winkel, also mit der Spitze eines Dreiecks endigen. Mitth. der k. k. C.-Com. Bd. VI. S. 15.

¹⁾ Adler, Mittelalterl. Backsteinbauw. Taf. 58 — 60 (noch ohne Text). — Heftler, Geschichte des Klosters Lehnin, Brandenburg 1851.

²⁾ S. oben S. 311.

³⁾ Ebenda.

und angemessen, die unterrichteten und angesehenen deutschen Aebte auch bei Gegenständen des praktischen Nutzens oder der Schicklichkeit einer speciellen Leitung zu unterwerfen. Diese waren daher selbständiger und folgten mehr den Gebräuchen ihres Landes. Allerdings kam dann in architektonischer Beziehung auch dazu, dass die einheimischen Gewohnheiten sich dem Herkommen des Ordens mehr genähert hatten. Der Spitzbogen, die Wölbung, die Strebepfeiler waren nun schon allgemeiner geworden, die Cistercienser wichen daher nicht mehr von der Landessitte ab, wenn sie in diesen Beziehungen ihren eigenen Traditionen folgten. Aber dennoch bemerkt man in ihren Bauten noch bis um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts manche Spuren eines engeren Zusammenhanges mit Frankreich, vermöge dessen sie noch jetzt in gewissen Neuerungen den übrigen Bauten ihrer Provinz vorangingen, und endlich trugen sie durch ihre Verbreitung dazu bei, die Verschiedenheiten der einzelnen Theile Deutschlands mehr und mehr auszugleichen.

Dies Alles gestattet uns, die Bedeutung der Cistercienser für die Baugeschichte überhaupt und namentlich für Deutschland näher zu würdigen. In Frankreich übten sie keinen erheblichen Einfluss aus. Sie gaben eben nur die vereinfachten Formen des einheimischen Styles, verhielten sich also zu diesem wie die klösterliche Strenge zu dem allgemeinen Leben der Nation. In Deutschland dagegen brachten sie neue und praktisch nützliche Formen mit, welche sich zur Annahme empfahlen. Sie machten die Wölbung, welche bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts in Deutschland nur selten angewendet war, populär und lehrten, sie mit Hülfe des Spitzbogens und anstrebender Stützen zu sichern. Sie waren gewissermaassen Missionäre, welche die Grundsätze der französischen Architektur bei anderen Völkern verbreiteten. In Deutschland gelang ihnen dies um so mehr, als sie den französischen Styl nicht vollständig, nicht als abgeschlossenes System, sondern mit Vereinfachungen und Aenderungen ausübten, welche den einheimischen Sitten und Ansichten zusagten. Der gothische Styl begann in Frankreich mit der Anwendung der Säule; die Cistercienser zogen, wie es in Deutschland üblich war, den einfachen Pfeiler vor. Er adoptirte die Gallerien über den Seitenschiffen und behielt, als er sie aufgab, eine ähnliche Belebung des Oberschiffes vermöge der Triforien bei; die Cistercienser hatten sie gleich anfangs verworfen und nichts an ihre Stelle gesetzt, und ebenso war man in Deutschland meistens an schlichte, höchstens von einem Gesimse durchschnittene Wände des Oberschiffes gewöhnt. Ueberhaupt hatte die deutsche Architektur durchweg, wenn auch nicht überall in derselben Weise wie in Westphalen und in den Ländern des Ziegelbaues, eine Neigung für einfachere Formen, mit welcher die Richtung der Cistercienser übereinstimmte. Dazu kam, dass auch bei diesen, wie in Deutschland, die Einfachheit der

wesentlichen Formen die Neigung zu sorgfältiger und anmuthiger Ausbildung der Details erzeugte. Alles begünstigte daher eine Verschmelzung ihrer aus Frankreich mitgebrachten Traditionen mit den einheimischen, welche dazu beitrug, die noch vorherrschende Anhänglichkeit an den romanischen Styl zu brechen und die Aufnahme von Elementen des gothischen Systems in den deutschen Uebergangsstyl zu erleichtern. Mit der vollkommenen Herrschaft des gothischen Styles in Deutschland hörte diese Art des Einflusses auf. Aber dennoch behielten die Bauten der Cistercienser auch jetzt noch eine gewisse Eigenthümlichkeit. Sie unterliegen nicht der Monotonie, welche in den Bauten der weltlichen Meister bald eintritt; sie zeigen noch immer das Geschick mit mässigen Mitteln günstige und anmuthige Wirkungen hervorzubringen und den üblichen Formen durch eine neue, ungewohnte Verwendung einen höheren Reiz zu geben. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, auf mehrere dieser Bauten aufmerksam zu machen.

Das Aufkommen neuer und die Umgestaltung der romanischen Formen hing fast überall mit der Einführung der vollständigen Ueberwölbung, namentlich auch des Mittelschiffes grösserer Kirchen, zusammen. Diese erfolgte aber in den meisten Gegenden erst sehr spät, und noch am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gehörten ausserhalb der Rheinlande, Westphalens, jener Gruppe sächsischer Kirchen, denen der Dom zu Braunschweig zum Vorbilde gedient hatte, und einiger Bauten in den Ländern des Ziegelbaues grössere Gewölbe zu den sehr seltenen Ausnahmen. Wir sahen schon oben, wie isolirt im Württembergischen die 'Stiftskirche zu Ellwangen, in Bayern die zu Altstadt bei Schongau als die einzigen grösseren rundbogigen und überwölbten Kirchen dastehen.

Wie es scheint, hielt man in den meisten Gegenden die Anlegung von einfachen, bloss durch das Durchschneiden zweier Tonnengewölbe gebildeten Kreuzgewölbe über dem Mittelschiffe, wie man sie im Dome zu Braunschweig noch hatte, für zu gewagt oder schwierig, und entschloss sich erst dann zur Ueberwölbung dieser weiten Räume, nachdem man gelernt hatte, das Kreuzgewölbe durch Diagonalrippen zu verstärken und die abweichenden Höhenverhältnisse der verschiedenen Gurten mit Hilfe des Spitzbogens besser auszugleichen. Diese Kenntniss verbreitete sich einige Zeit nach 1200 allmählig über ganz Deutschland, und man versuchte nun, wo bedeutende Neubauten auszuführen waren, diese Mittel einer solideren Construction, zunächst noch mit Beibehaltung der romanischen Details, soweit sie nicht durch jene Neuerung modificirt wurden, in Anwendung zu bringen. Es bildete sich dadurch eine höhere Schule der Architektur; während die Meister bisher sich mit dem

Herkommen ihrer Provinz oder ihres Ordens begnügt hatten und nur allmählig und unvermerkt zu Neuerungen und Fortschritten gelangt waren, gab es nun nicht wenige, welche bewusster Weise nach Erweiterung ihrer statischen Kenntnisse und nach einem constructiven Ziele strebten, und durch dies Streben unter einander verbunden waren. Es schloss dies die Anhänglichkeit an die einheimischen Formen nicht aus, aber es modificirte sie und führte unvermerkt zu einem allgemein deutschen, die Provincialschulen verbindenden Typus. Daher finden wir auf den entferntesten Punkten einzelne Kirchen, welche nicht von einem Muster herkommen, sondern dem abweichenden Herkommen ihrer Provinzen gemäss verschieden sind, aber doch sämmtlich in Hinsicht auf Wölbungsart und Verbindung runder und spitzer Bögen übereinstimmen. Sie haben alle quadrate Gewölbe, gegliederte, aber noch aus dem Rechteck entwickelte Pfeiler, spitze Scheidbögen und Gewölbe, aber rundbogige Portale und Fenster. Die gewölbtragenden Pfeiler sind auf der Frontseite gewöhnlich mit einer Gruppe von ununterbrochen aufsteigenden Diensten, auf den drei anderen Seiten mit einzelnen kleinen Halbsäulen besetzt. Die Nebenpfeiler haben nur diese und sind auf der Frontseite meistens glatt. Der Würfelknauf ist meistens verlassen, und bald durch ein einfaches Polstergesimse, bald durch ein Kelchkapital mit flachen Rankenverschlingungen oder knospenförmigem Blattwerk ersetzt. Der Bogenfries und die Friesornamente des alten Systems sind beibehalten, die Gesimse eckig oder als Rundstab profilirt, ohne Spur der feineren Höhlungen des gothischen Styles; das Fenstermaasswerk ist unbekannt. Leider fehlt es bei vielen dieser Bauten an festen Daten; sie sind älterer Stiftung, und die Nachrichten über ihren Um- oder Neubau fehlen oder sind mangelhaft. Daher hat man sie wohl auf jene Stiftungszeiten zurückführen und die Kenntniss des Spitzbogens in Deutschland in eine frühe Zeit verlegen wollen¹⁾. Dieser Annahme widerspricht jedoch die ganze Gestaltung dieser Kirchen; auch abgesehen von dem Spitzbogen sind alle übrigen Formen, Pfeiler, Profilirungen, Ornamente von der Art, wie sie nur an späteren Monumenten vorkommen und nach dem naturgemässen Entwicklungsgange der Baukunst nur später entstehen konnten, Wir müssen sie daher frühestens in die letzten Jahrzehnte des zwölften, mit grösserer Wahrscheinlichkeit in

¹⁾ Diese Hypothese ist besonders ausgeführt in einer Jugendarbeit des Dr. R. Lepsius, der sich später durch seine Forschungen auf dem Gebiete ägyptischer Kunst und Chronologie berühmt gemacht hat, und zwar in einem Nachtrage zu der Uebersetzung der Reise des Gally Knight durch die Normandie (Leipzig 1841). Die Kirchen, welche er als Beispiele anführt, sind die Dome zu Naumburg, Merseburg, Basel und Bamberg, die Klosterkirche zu Memleben, die Stadtkirche zu Freiburg an der Unstrut, und die Sebalduskirche zu Nürnberg. Kugler widersprach sogleich (Kunstblatt 1842, Nro. 75; kl. Schr. II, S. 375) dieser Ansicht, welche jetzt keinen Vertheidiger mehr findet.

die ersten des dreizehnten Jahrhunderts verweisen, wo denn auch einige dieser Gebäude ein ganz bestimmtes Datum haben.

Das älteste derselben ist vielleicht die Stiftskirche zu Fritzlar in Hessen. Der Chor derselben, polygonförmig mit Lisenenfeldern und Zwerggalerie, gleicht dem der Paulskirche zu Worms¹⁾, und ist entschieden rheinischen Ursprungs; man wird ihn vielleicht der Herstellung, welche der Erzbischof von Mainz im Jahre 1171 anordnete, zuschreiben können. Das Schiff der Kirche wird dann nach Beendigung des Chorbaues um 1200 begonnen sein. Es macht einen sehr ernsten, aber durchaus primitiven Eindruck; man sieht, dass die noch neue und schwierige Aufgabe der Herstellung eines Gewölbebaues den Meister ganz in Anspruch nahm und ihn abhielt, auf feinere Formen zu denken. Die Pfeiler sind regelmässig aus viereckigem Kern gebildet, die schwächeren mit Halbsäulen auf allen vier Seiten, die stärkeren unter den Scheidbögen mit einer Pilastervorlage, unter den Gewölben der Schiffe mit einem Bündel von drei kräftigen hoch hinaufsteigenden Diensten. Die Basis hat steile attische Form und Eckblätter, das Kapitäl, das gesimsartig um den Pfeiler herumläuft, die Gestalt eines unverzierten Wulstes, dem dorischen Echinus ähnlich, mit einer reich aber roh profilirten Deckplatte. Die Scheidbögen sind spitz, aber wie früher in einigen rundbogigen sächsischen Kirchen, namentlich in Drübeck und Ilseburg, paarweise durch einen grösseren, die stärkeren Pfeiler verbindenden Bogen überspannt, ohne Zweifel behufs Erleichterung der unteren und Verstärkung der oberen Mauer. Die rundbogigen Oberlichter stehen paarweise, aber unverbunden unter jedem Gewölbe. Die Profile der Gewölbgurten sind schwer, eckig und im Chor mit Rundstäben eingefasst. Einer etwas späteren Periode gehört die reiche westliche Vorhalle an, welche der Front in ihrer ganzen Breite mit Ausnahme des südlichen Thurmes vorliegt, wo ursprünglich wohl ein früherer Anbau ihr eine Grenze setzte. Wahrscheinlich ist sie erst nach dem Jahre 1233 entstanden, in welchem Landgraf Konrad, der nachherige Hochmeister des deutschen Ordens, die Kirche zur Sühne für die im Kriege entstandenen Beschädigungen beschenkte²⁾. In allen Einzelformen,

¹⁾ Vgl. den Chor von Fritzlar, bei Gladbach a. a. O. Taf. 24, mit dem von Worms, bei Möller Bd. II, Taf. 15. — Näheres über die ganze Kirche nebst einigen Profilzeichnungen in Kugler's kl. Schr. II, 158. — Neuerdings vortrefflich publicirt von H. v. Dehn-Rotfeler und F. Hoffmann in Band I. der Mittelalterl. Baudenkmäler in Kurhessen. — Vgl. auch Dehn-Rotfeler und Lotz, die Baudenkmäler im Regierungsbezirk Cassel. 1870. — Förster, Denkmale, Bd. XI.

²⁾ Chronicon Erfordienae bei Böhmer, Fontes rer. germ. II, 399. Von einer gänzlichen Zerstörung der Kirche ist offenbar nicht die Rede; es wird zwar im Allgemeinen von einem Brande der Kirchen von Fritzlar gesprochen, aber es wird als Hauptfrevel die Zerstreung der Hostien auf dem Boden der Kirche angeführt.

in den Pfeilern, auf welchen innen die spitzbogigen, rippenlosen Kreuzgewölbe ruhen, in den schlanken Säulen, welche die Fenster theilen und die Wandungen gliedern, in dem mit Ringen besetzten Wulst der Bogenleibung über dem Portal, in der gleichzeitigen Anwendung von Rundbögen Spitzbögen, Kleeblattbögen tritt der Einfluss des rheinischen Styles deutlich hervor. Aber die Verbindung dieser Bogenformen ist nicht bloss ein decoratives Spiel, sie ist vielmehr in höchst geschickter Weise benutzt worden, um die Unzutraglichkeit auszugleichen, dass die Halle um viele Stufen tiefer als die Bodenfläche liegt. Die innere Fensteröffnung ist rundbogig, damit sie höher in den Schildbogen hinaufgerückt werden konnte, aussen aber, wo die Fenster bis zum Boden herabgehen, ist auch ihr Abschluss erhöht und bildet einen Halbkreis von gleichem Radius aber mit höher gelegtem Mittelpunkt als der innere Bogen, und der Unterschied zwischen beiden wird durch Steinplatten verdeckt, in welche die drei schmalen Spitzbögen der Fenstertheilung einschneiden; dann aber wird jede Fenstergruppe nochmals von grossen Spitzbögen umschlossen, während am Portal, seiner grösseren Breite wegen, auch die Umrahmung rundbogig ist¹⁾.

Etwas jünger als diese Kirche ist der Dom zu Naumburg²⁾. Er hat die gewöhnliche Anlage grösserer deutscher romanischer Kirchen, ein dreischiffiges Langhaus mit östlichen Kreuzarmen und mit zwei Chören, die jedoch schon völlig im gothischen Style, der westliche Chor in den Jahren 1249—1272, der östliche, als Erweiterung eines älteren, wahrscheinlich halbkreisförmig geschlossenen, im vierzehnten Jahrhundert erbaut sind. Nur das Langhaus gehört in die Zeit, von welcher wir hier sprechen. Das Mittelschiff ist mit quadraten Gewölben von 32 Fuss Breite und 40 Fuss Tiefe bedeckt, von denen nur das östlichste durch eine spätere Herstellung Rippen erhalten hat, die anderen bloss in Gräten zusammenstossen. Die Pfeiler sind schon ursprünglich auf Gewölbe angelegt, die stärkeren kreuzförmig mit vier Halbsäulen auf den vortretenden Seiten und vier kleineren Säulen in den Ecken, die schwächeren in gleicher Gestalt, doch so, dass nach dem Mittelschiffe zu, wo sie kein Gewölbe tragen, die für dasselbe bestimmte Vorlage nebst ihren Säulen fehlt und die breite Fläche des Pfeilerkernes zu Tage liegt. Nur der östlichste schwächere Pfeiler jeder Reihe vor dem

¹⁾ Die Fenstertheilung ist nur noch an einer Stelle erhalten. — Meine frühere Annahme, dass die Vorhalle zwei verschiedene Bauperioden erkennen lasse, ist durch Dehn-Rotfelser nach genauer Untersuchung des Fugenschnittes und durch Ermittlung der Motive für diese eigenthümliche Formenmischung a. a. O. S. 25 widerlegt worden. — Die ältere Publication bei Gladbach Taf. 4 — 6, ist nicht ganz correct.

²⁾ Vollständige Abbildung und Beschreibung bei Puttrich Abth. 2, Band, 1. Der Verfasser des Textes (Lepsius der Aeltere) kämpft jedoch für die Entstehung im elften Jahrhundert. — C. Förster, Denkmale, Band IV.

Kreuzschiffe ist anders gestaltet, indem er die ältere, in sächsischen Kirchen herkömmliche Gestalt eines einfachen Vierecks mit eingeblendeten Eck-säulchen hat. Man hat also zuerst diese Form anwenden wollen und erst demnächst eine andere, dem Wölbungssysteme mehr entsprechende gewählt. Die Kapitäle haben kelchförmigen Hals mit würfelförmiger Ausladung und sind mit gutgearbeitetem, conventionellem Blattwerk geschmückt, die Basis hat wohlgebildete Eckblätter, die Scheidbögen sind spitz mit einem Untergurt in strenger eckiger Profilirung. Ueber ihnen ist die Wand zwischen den hochhinaufsteigenden Diensten des mittleren Gewölbes leer und nur von dem mit der Deckplatte der Kapitäle in einer Flucht liegenden horizontalen Gesimse durchschnitten, auf welchem die rundbogigen und von einem einfachen Rundstabe eingefassten Oberlichter paarweise unter den Schildbögen stehen. Die Profilirung der Quergurten des Gewölbes gleicht der der Scheidbögen. Die Anordnung der Pfeiler und die Profile der Bögen erinnern einigermaassen an das Langhaus des Münsters zu Bonn, nur dass das Triforium und der Arcadenschmuck fehlen, und das Ganze einen einfacheren, strengeren Charakter trägt, welcher durch die spröde Form des Spitzbogens gesteigert wird. Das Aeussere ist sehr einfach, nur mit dem Bogenfriese, und am Kreuzschiffe mit Lisenen verziert. Beide Chöre sind von Thürmen flankirt, deren Ausführung allmähig im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts erfolgt ist. Die neben dem Ostchor steigen bis zur Höhe des Schiffes viereckig empor, haben auf ihrer Ostseite eine kleine Concha und nehmen dann eine achteckige, durch Fenstergruppen und Bogenfriese belebte Gestalt an. Am Westchore ist der allein ausgeführte südliche Thurm reicher gebildet, indem er viereckig mit vier durchbrochenen Treppenthürmchen aufsteigt und bereits den Einfluss des französischen Thurmbaues, etwa wie er in Laon auftritt, verräth. Hier sind auch die Fenster spitzbogig. Der ganze Bau hat eine eigenthümliche strenge und einfache Anmuth; die Details, namentlich die Kapitäle, sind von grosser Schönheit und freiem Schwunge der Linie.

Die historischen Nachrichten über die Bauzeit sind wie gewöhnlich mangelhaft. Unmittelbar nach der Verlegung des Bischofssitzes von Zeitz nach Naumburg im Jahre 1030 begann ein Neubau, welcher schon in den Jahren von 1040—1050 eine Weihe zur Folge hatte. Demnächst finden wir keine urkundliche Erwähnung einer Herstellung oder Erneuerung, bis im Jahre 1249 Bischof Dietrich in einem offenen Briefe seine Absicht verkündet, das Werk des Dombaues zu vollenden, was sich, wie man aus dem Inhalte der Urkunde schliessen darf, speciell auf die Erbauung des westlichen Chores bezog, welchen derselbe dann auch, nach dem Zeugnisse eines Ablassbriefes von 1254 und einer Schenkung von Bausteinen im Jahre 1272, während seiner langjährigen Regierung fortsetzte und der Vollendung nahe

brachte. Jene Urkunde von 1249 ergibt also, dass das gegenwärtige Langhaus damals schon bestand, keineswegs aber, dass es noch jenem Bau aus der Mitte des elften Jahrhunderts angehört. Vielmehr können wir aus dem Style der einzelnen Theile des Baues und selbst aus Andeutungen der Urkunden vermuthen, dass der westliche Chor sich an einen Neubau anschloss, bei welchem er schon in dem Plane lag, der noch bei Menschendenken bis dahin gediehen und dann unterbrochen war, und also etwa im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts begonnen sein mochte¹⁾. Der westliche Chor ist zwar schon im entschiedenen gothischen Style, während im Langhause die romanischen Elemente vorwalten. Aber wir wissen überhaupt, dass diese Aenderung des Styles oft sehr plötzlich eintrat, und wir sehen auch schon an einzelnen Theilen des Langhauses, dass man sich während der Bauzeit mehr und mehr zu gothischer Behandlung hineigte. In der Vorlage des

³⁾ Lepsius, bei Puttrich a. a. O. S. 30, 40, 41, folgert den unmittelbaren Zusammenhang der Urkunde von 1249 mit dem westlichen Chore und das unveränderte Bestehen des Kirchenschiffes von 1050—1249 besonders daraus, dass der Bischof in jenem offenen Briefe die fürstlichen Wohlthäter der Kirche bei ihrer ersten Stiftung (*primi ecclesiae nostrae fundatores, promotores et benefactores*) aufzählt, ohne der Wohlthäter zu gedenken, welche zu dem späteren Neubau beitrugen, und das nur die Statuen dieser genannten Personen im westlichen Chore aufgestellt sind. Allein der letzte Umstand rechtfertigt wohl die Vermuthung, dass der westliche Chor noch von dem Verfasser jener Urkunde herstamme, keineswegs aber die Annahme, dass, weil nur diese ersten Wohlthäter gefeiert sind, kein weiterer Neubau stattgefunden habe. Der Bischof gedenkt in jener Urkunde im Allgemeinen derjenigen, welche durch ihre Spenden (*per largitionem eleemosinarum suarum in aedificationem*) den Bau gefördert haben, was sich sehr wohl auf einen Neubau des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts beziehen kann, da die Bauten dieser Zeit seltener durch die Gaben mächtiger und namhafter Wohlthäter, als durch Ablassbriefe, kleine Beisteuern und regelmässige Einnahmen des Kapitels bestritten wurden. Bischof Dietrich spricht ferner nur von der Vollendung des Baues (*consumare voluit episcopus — totius operis consumatio*), nicht von einer *amplificatio* oder dergleichen. Er gebraucht jenes Wort wiederholt, und zeigt dadurch, dass es nicht ein unvorsichtig gewähltes, sondern das angemessene gewesen ist. Dies lässt aber voraussetzen, dass es sich nicht von der Anfügung des westlichen Chores an ein seit 200 Jahren bestehendes Gebäude handelte, sondern von einem augenscheinlich unvollendeten, der Vollendung bedürftigen, noch bei Menschendenken unterbrochenen Bau. Auf einen solchen deuten dann auch die ebenfalls von Lepsius citirten Urkunden des Bischofs Engelhard vom Jahre 1223, nach welchen derselbe von den Klöstern Pforta und Bosan Zahlungen *ad ecclesiae aedificia instauranda* und *ad opus fabricae ecclesiae nostrae stipulirt*. Allerdings ist in der zweiten Urkunde ausgesprochen, dass das Geld zum Kapitelsaale und Dormitorium verwendet werden solle, und die Worte *ad ecclesiae aedificia* mögen zweideutig sein und sowohl auf die Kirche selbst als auf ihre Nebengebäude bezogen werden können. Allein immerhin geht doch aus diesen Urkunden eine Bauthätigkeit hervor, und es ist wohl denkbar, dass gerade die dringend nothwendige Herstellung der klösterlichen Localitäten den Bau der Kirche selbst unterbrochen hat, bis Bischof Dietrich seine Vollendung übernahm.

Ostchors findet sich auf jeder Seite eine in die Nebenräume führende Thür mit Säulen und einer rund profilirten Archivolte; die eine dieser Thüren ist rundbogig, die andere bei gleicher Gliederung und Kapitälbildung spitzbogig. Sie zeigen uns also den Moment, wo man begann, den Spitzbogen, der im Schiffe selbst nur zu den tragenden Arcaden diente, auch auf ornamentale Theile zu verwenden. Noch deutlicher ist die Geschmacksveränderung an dem in das südliche Kreuzschiff der Kirche führenden grossen Hauptportale. Es ist spitzbogig und stark vertieft, mit je fünf Säulen zwischen vorspringenden Ecken und entsprechender Gliederung der Archivolten, hat aber dieser reichen Anordnung ungeachtet nicht mehr den plastischen Schmuck der Stämme und Bögen, den man im romanischen Style liebte, sondern wirkt nur durch den Wechsel von Licht und Schatten in schon tiefer unterhöhlter Profilirung der Bögen. Diese Behandlung zeigt ein Streben nach Consequenz und Vermeidung überflüssigen Schmuckes, welches der Frühzeit des gothischen Styles überall eigen ist und den bewussten Gegensatz gegen die decorative Tendenz des spätromanischen Styles bildet. Dies Portal steht daher in Beziehung auf das sich darin äussernde Stylgefühl dem Westchore näher als den Details des Schiffes, und man kann aus den Formen schliessen, dass es als letzte Arbeit den mehrere Jahrzehnte vorher begonnenen Bau des Langhauses beendigt habe und nur wenige Jahre, vielleicht ein Decennium, der Begründung des westlichen Chores vorhergegangen sei. Eine neuerlich aufgefundene Nachricht gestattet es sogar, den Tag der Weihe des Langhauses, wenigstens mit grosser Wahrscheinlichkeit, anzugeben, und auf den Peter- und Paulstag (den 29. Juni) 1242 zu setzen¹⁾.

Eine Bestätigung für die angenommene Bauzeit des Kirchenschiffes giebt uns die ehemalige Kirche des Klosters Mildenfurth²⁾, welche jetzt zu Wirthschaftsgelassen benutzt und verbaut, aber dennoch erkennbar ist. Sie hat dieselbe Pfeilerbildung, aber schon spitzbogige Fenster. Das Kloster war 1193 gegründet, der Bau der Kirche kann indessen auch nach den geschichtlichen Verhältnissen nicht vor 1209 und wird wahrscheinlich noch wenigstens ein Decennium später begonnen sein.

Auch die kleine Kirche zu Süpplingenburg bei Königslutter wird zu den sächsischen Gewölbebauten dieser Zeit zu rechnen sein. Sie war

¹⁾ Auch diese Nachricht verdanken wir der Thätigkeit des Hrn. v. Quast, welcher sie im Deutschen Kunstblatt 1855, S. 202 bekannt gemacht hat. Sie gründet sich zwar unmittelbar nur auf handschriftliche Notizen der Küster und zwar des vorigen Jahrhunderts, ist aber von diesen mit solchen Details gegeben, und wird durch manche Nebenumstände so sehr unterstützt, dass sie ohne Zweifel aus Urkunden oder älteren Traditionen herkommen muss.

²⁾ Puttrich, Theil II, Abth. 1, Serie Reuss, S. 5, Taf. 4 — 9.

ursprünglich nach der Schenkung Kaiser Lothar's an die Templer (1130) als Pfeilerbasilika erbaut, wurde aber später mit Beibehaltung der nur erhöhten Aussenmauern und der Pfeiler in eine gewölbte Kirche verwandelt, welche neben rundbogigen Fenstern und Portalen spitzbogige Arcaden und Gewölbe hat¹⁾.

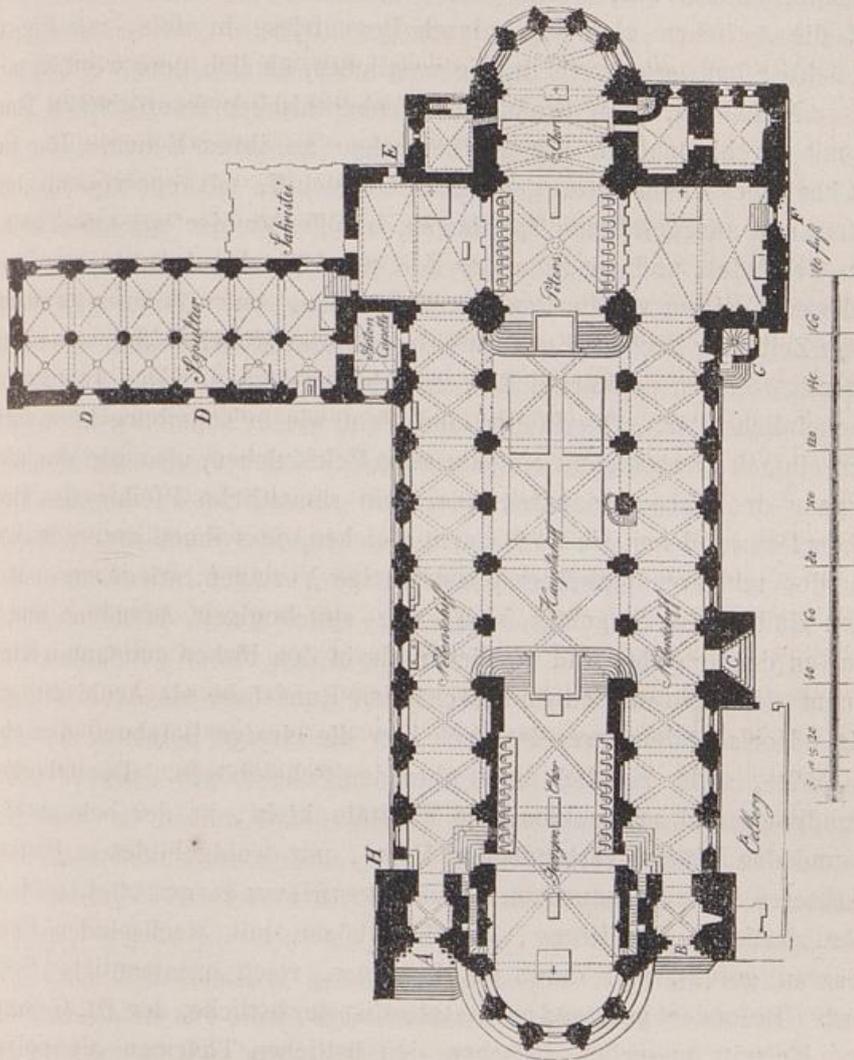
Aber nicht bloss an gewölbten Kirchen, sondern auch an solchen mit gerader Decke wandte man den Spitzbogen an den Arcaden an, wenn man aus besonderen Gründen einer stärkeren Tragekraft zu bedürfen glaubte. So in der Pfarrkirche zu Pötnitz bei Dessau und in der Klosterkirche zu Memleben. In beiden bestehen nur die Pfeiler, Bögen und Fenstereinfassungen aus Werkstücken, die Mauern aber dort aus Ziegeln, hier aus unregelmässigen Bruchsteinen von Thonschiefer, mithin aus Materialien, welche eine solidere Gestaltung der Arcaden wünschenswerth machten. Jene ist, ungeachtet der alterthümlichen Anlage wechselnder Pfeiler und Säulen, nicht eher als im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, da die Pfarrei selbst erst 1198 errichtet wurde. Diese gehört zu den Kirchen, welche man, weil das Kloster schon im zehnten Jahrhundert gegründet war und Nachrichten über einen Neubau fehlen, als Beweise frühzeitiger Anwendung des Spitzbogens anführte. Allein die Bildung der Pfeiler mit anliegenden Halbsäulen unter den Scheidbögen, die polygonförmigen Nischen des Chores und der Kreuzarme, die künstliche Form des Rundbogenfrieses und selbst die Gestalt der Kelchkapitäle lassen, auch abgesehen von dem Gebrauche des Spitzbogens, keinen Zweifel übrig, dass der ganze Bau nicht eher als etwa im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts entstanden sein kann²⁾.

¹⁾ Lübke im D. Kunstbl. 1851. S. 75.

²⁾ Bei Puttrich a. a. O. wird darauf Gewicht gelegt, dass das Kloster schon seit 1015 verarmt und der Abtei Hersfeld einverleibt war, und dass diese Verarmung auch im dreizehnten Jahrhundert fortgedauert zu haben scheine, weil es in den Jahren 1202, 1244 u. s. f. Güter verkaufte, wobei in einer Urkunde von 1250 einer drückenden Schuldenlast Erwähnung geschieht. Allein es fragt sich, ob diese Schuldenlast nicht eben durch den Bau entstanden war, der keinesweges von Ueppigkeit zeugt und ungeachtet der dürftigen Verhältnisse des Klosters unvermeidlich gewesen sein mochte. Die an den Pfeilern befindlichen Gemälde sind unzweifelhaft aus der Spätzeit des dreizehnten Jahrhunderts. Ausser dieser Kirche und [den im Text bereits erwähnten oder noch zu erwähnenden zu Naumburg, Bamberg, Nürnberg und Basel nennt Dr. R. Lepsius in der oben angeführten Abhandlung als Beweis der frühen Anwendung des Spitzbogens noch den Dom zu Merseburg und die Pfarrkirche zu Freiburg an der Unstrut. Beide sind aber mehrfach verändert; die Kirche zu Freiburg im dreizehnten Jahrhundert (Puttrich, Abth. II, Bd. 1), der Dom zu Merseburg in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, wo im Jahre 1274 für seine reaedificatio gesammelt wurde. Neue Mitth. des Thüring. Sächs. Vereins VI. 4. S. 76) und dann wieder im 15. Jahr-

Das bedeutendste und reichste Werk dieser ganzen Gruppe, eine der edelsten Leistungen des deutschen Uebergangsstyles und vielleicht der

Fig. 94.



Dom zu Bamberg

deutschen Architektur aller Zeiten, ist der Dom zu Bamberg¹⁾. Er besteht aus einem dreischiffigen Langhaus mit zwei hochgelegenen Chören

hundert unter Bischof Thilo von Trotha (1468 — 1514), wo das Langhaus gleich hohe Schiffe erhielt. Bei beiden wird daher der Spitzbogen erst aus diesen späteren Bauten stammen.

¹⁾ Landgraf, der Dom zu Bamberg; Heller, Geschichte d. Domk. zu B. 1837; Kugler, kl. Schr. I, 152 — 162; Waagen, Künstler u. K. W. in Deutschland I, 75. Eine Ansicht des Inneren in v. Chlingensperg's Königreich Bayern, 1840 ff. Ansichten

und Krypten, und einem, jedoch ungewöhnlicher Weise mit dem westlichen Chore verbundenen Querschiffe. Die Dimensionen sind bedeutend; die Länge in ganzer Ausdehnung 335 Fuss, die Breite 97 Fuss. Neben jeder Chorapsis steigen zwei Thürme auf, welche dem Ganzen ein imposantes Ansehen verleihen, die östlichen viereckig, durch Bogenfriese in viele, mit Fenstern geschmückte Stockwerke getheilt, die westlichen, ähnlich dem westlichen des Domes zu Naumburg, unter Einfluss des frühgothischen französischen Thurmbaus, mit durchbrochenen Treppenthürmchen an ihren Ecken. Der westliche Chor nebst dem dazu gehörigen Querschiff, mit consequent durchgeführten und ausgebildetem Spitzbogen, ist offenbar der späteste Theil des jetzigen Gebäudes, und wird aus der Zeit um 1274 herkommen, wo Bischof Konrad von Freising zu Gunsten der Herstellung einen Ablass gewährte¹⁾. In dieser Zeit mag auch das quadrate Gewölbe des Mittelschiffes seine jetzige Gestalt mit gothisch profilirten Rippen erhalten haben. Das Langhaus ist augenscheinlich älter. Die Pfeiler sind nicht wie in Naumburg kreuzförmig, sondern einfach viereckig mit eingelassenen Ecksäulchen, also wie das älteste Pfeilerpaar des eben genannten oder wie sämtliche Pfeiler des Braunschweiger Domes, denen sie auch darin gleichen, dass ihnen unter den Quergurten des mittleren Gewölbes pilasterartige Vorlagen, wiederum mit eingelegten Halbsäulen, angefügt sind; die spitzbogigen Arcaden und die Quergurten des Gewölbes sind zierlicher als in den bisher genannten Kirchen mit einem den Ecksäulchen entsprechenden Rundstabe als Archivolte profilirt. Das Horizontalgesimse, das auch hier die einzige Belebung der oberen Wand bildet, steht ziemlich nahe über den Scheidbögen. Die Oberlichter sind rundbogig und schmucklos, die Kapitäle klein, in der bekannten den Kelch und den Würfel verbindenden Form, mit wohlgebildetem Blattwerk. Das Aeussere ist mit Lisenen und Rundbogenfriesen ausgestattet, beide aber in sehr zierlicher Profilirung, die Rundbögen mit wechselnden Blumenornamenten gefüllt, und durch ein kräftiges, reich ornamentirtes Gesimse bekrönt. Besonders glänzend ausgestattet ist der östliche, der St. Georgenchor. Er tritt äusserlich zwischen den östlichen Thürmen als polygone, durch fünf Seiten des Zehneckes gebildete, durch kräftige Gesimse und Bogenfriese in drei Stockwerke getheilte Apsis vor, von denen das mittlere durch

des Aeusseren häufig. Publicirt, doch nicht vollständig, bei E. Förster, Denkmale Bd. III. Eine gründliche, mit genauen architektonischen Zeichnungen begleitete Publikation bleibt um so wünschenswerther, als das ausgezeichnete Gebäude manches Räthselhafte enthält. — Interessant ist die hohe künstlerische Würdigung, welche Viollet-le-Duc in seinen (freilich flüchtigen) *Lettres adressées d'Allemagne* diesem Denkmale, gerade im Gegensatz zu den Leistungen der deutschen Gothik zu Theil werden lässt.

¹⁾ Lang, Regesta III, 473: „pro restauratione ecclesiae Bambergensis“.

fünf grosse rundbogige, mit Säulen und mit dem Perlenfrieze belebte Fenster gefüllt ist, und das obere eine Zwerggalerie unter dem Dachgesimse darstellt, alles mit Thiergestalten und Arabesken vollständig belebt und in vortrefflichem Steine mit schärfstem Meissel ausgeführt, ein Juwel romanischer Ornamentation. Als würdige Einfassung dienen dieser Apsis zwei unter den Thürmen in die Kirche führende Portale (A, B), rundbogig, stark vertieft, mit kräftig umschwingender Gliederung, namentlich mit dem weniger gewöhnlichen Zickzackornament, das nördliche auch mit gleichzeitiger Sculptur versehen, das südliche offenbar ursprünglich nur in seiner architektonischen Anlage vollendet, und erst später, vielleicht nach fast einem Jahrhundert, mit Säulen und Statuen besseren Styles geschmückt. Grösser noch und bedeutender ist die sogenannte goldene Pforte (C), welche von dem freien Platze vor dem bischöflichen Palaste in das nördliche Seitenschiff führt; in ihrer Anlage und in der Nachahmung antiker Kannelur und korinthischer Kapitäle der goldenen Pforte in Freiberg gleichend, aber minder harmonisch und schön ausgeführt. Die verschwenderisch angebrachte Sculptur ist hier (mit Ausnahme zweier offenbar späterer und ohne inneren Zusammenhang mit der Architektur angefügter Statuen) noch sehr strengen Styles. Im Inneren erheben sich beide Chöre auf einer Stufenreihe hoch über den Boden des Mittelschiffes, dessen Breite sie einnehmen. Auch hier ist der Georgenchor besonders reich geschmückt, an der Brüstung, die ihn von den niedrigen Seitenschiffen trennt, mit sehr merkwürdigen Reliefs, die ich später als wichtige Monumente deutscher Sculptur näher betrachten werde, an den Wänden der Apsis mit Nischen und Säulen, deren Stämme wechselnd, aber an beiden Seiten gleich, mit convexen und concaven, geraden, gewundenen oder gebrochenen Kanneluren verziert sind. In der schwach beleuchteten, aber hohen Krypta wird das Gewölbe von vierzehn Säulen getragen, welche abwechselnd rund oder achteckig, verschiedene, zum Theil dem korinthischen genau nachgebildete Kapitäle und eine attisch gegliederte, aber der Form des Stammes entsprechende und mit dem Eckblatt versehene Basis haben.

Der Dom, bekanntlich die begünstigte Stiftung Kaiser Heinrichs II., brannte urkundlichen Nachrichten zufolge im Jahre 1081 bis auf die Mauern ab, und erhielt im Jahre 1111 durch Bischof Otto den Heiligen, den Apostel der Pommern, eine neue Weihe. Dieser Bauzeit hatte man auch früher, da man keine Nachricht über andere Herstellungen bis zu den Ablassbriefen vom Jahre 1274 besass, die Haupttheile des Gebäudes zugeschrieben. Neuerlich aufgefundene Chronikennachrichten ergeben indessen, dass am 6. Mai 1237 eine feierliche Einweihung statt fand¹⁾, und man darf nicht zweifeln,

¹⁾ Chronicon Erfordense in Böhmer's Fontes II, 397: Anno 1237 in Babenbere

dass diese Weihe sich auf den Bau bezog, bei welchem die spitzbogigen Arcaden des Schiffes, die Gewölbanlage und zum Theil die äussere Ausstattung der Portale entstanden sind. Allerdings werden dabei ältere Theile benutzt sein, namentlich einige Pfeiler, an welchen die Pilastervorlagen später hinzugefügt zu sein scheinen¹⁾. Nach dem gewöhnlichen Hergange bei Bauten des Mittelalters ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Weihe von 1111 nach der Vollendung eines Theiles der Kirche, vielleicht des später erneuerten westlichen Chores, ertheilt worden, dass man dann, sei es, dass jener Brand von 1081 nicht das ganze Gebäude in Asche gelegt hatte oder dass die Mittel augenblicklich kein weiteres Fortschreiten gestatteten, erst in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Erneuerung der östlichen Krypta und des Georgenchores begann, die äusseren Mauern aufführte, die Seitenschiffe überwölbte, am Ende dieses Jahrhunderts und im Anfange des folgenden die östlichen Thürme weiter hinaufführte, das Mittelschiff überwölbte, dem Dache die reichen Gesimse hinzufügte, die äussere Ausstattung des Georgenchores und der Portale bewirkte und darauf, als diese Ausschmückung fast, aber noch nicht ganz vollendet war, im Jahre 1237 zur Einweihung schritt, durch welchen Hergang sich die Verschiedenheit des plastischen Styles an den Sculpturen der Portale erklärt.

Ziemlich gleichzeitig mit diesem Dome ist auch der Bau der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, aus welchem das Mittelschiff nebst dem Unterbau der Thürme und der dazwischen liegenden, später veränderten sogenannten Löffelholzischen Kapelle herkommen. Die Grundsteinlegung fand in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts statt, der Hauptbau war 1256 vollendet, erst 1274 aber wurde die Löffelholzische Kapelle geweiht²⁾, welche, als westlicher Chor mit fünf Seiten des Achtecks vortretend, durch ihre Stellung zwischen zwei wohlgegliederten rundbogigen Portalen und durch die Behandlung der Rundbogenfriese an die ähnliche, aber reichere Anlage des Bamberger Domes erinnert. Die Pfeiler des Mittelschiffes sind viereckigen Kernes, an den Ecken eingekerbt, aber auf der Frontseite und unter den Scheidbögen mit je einer kräftigen Halbsäule besetzt, welche vermittelt

dedicatum est monasterium ab his episcopis, Erbipolensi, Eystatensi, Nuwesburgensi, Merseburgensi; domino papa ibidem magnam faciente indulgentiam. Das Wort Monasterium bezeichnet, wie schon früher gesagt, in den Urkunden des Mittelalters stets die Kirche und zwar die bischöfliche oder grösste Stiftskirche. Diese Chronikennachricht wird dadurch unterstützt, dass Papst Gregor IX. in den Jahren 1232 und 1236 Ablassverkündigungen für den Besuch der Bamberger Domkirche erliess, und dass Bischof Engelhard von Naumburg im Jahre 1237 einen Ablassbrief zu Gunsten des Würzburger Domes von Bamberg aus datirt. (Lang, Regesta II, 265.)

¹⁾ Vgl. Wilh. Stier in der Wiener Bauzeitung 1844, S. 309.

²⁾ Baader in der Augsburger Postzeitung, 1859, Nro. 123, vgl. Sighart, S. 235.

eines hohen, kelchförmigen, aber würfelförmig ausladenden, mit knospenartigem Blattwerk oder mit Verschlingungen und Perlschnüren verzierten Kapitäl das Gesims tragen. Die Scheidbögen sind entschieden spitz, durch einen breiten Untergurt gestützt und mit einem Rundstabe verziert; die Basen haben Eckblättchen, tiefe Aushöhlung und den flachen vortretenden Wulst. Sehr eigenthümlich ist die Triforiengallerie, über jeder Arcade vier kleine Spitzbögen auf kurzen, stämmigen Säulchen. Die Gewölbe, nicht mehr quadrat, haben kräftige, aber noch rundprofilirte Rippen und sind durch starke eckige, spitzbogige Quergurten getrennt. Die Gewölbdienste bestehen in drei Halbsäulen, welche jedoch erst oberhalb des Pfeilergesimses und zwar von drei sehr verschieden gebildeten, meist hornförmigen Consolen aufsteigen, ähnlich wie wir solche in Riddagshausen gefunden haben. Die Fenster, sämmtlich rundbogig, sind im Chore gegliedert, mit Rundstäben ohne Kapitäl, im Langhause dagegen, unter jedem Gewölbefelde einzeln stehend, einfach abgeschrägt; der Schildbogen ruht, wiederum wie in Riddagshausen, auf kleinen Säulchen¹⁾.

In Bayern und Schwaben können wir keine Kirche ähnlicher Art nachweisen, wohl aber gehört dahin das Münster zu Basel²⁾, dessen Langhaus in vielen Beziehungen dem Naumburger Dome verwandte Züge trägt. Auch hier sind die Pfeiler viereckigen Kerns mit einfachen Halbsäulen unter den Scheidbögen und in den Seitenschiffen, auf den Frontseiten an den Hauptpfeilern mit hoch hinaufsteigenden dreifachen Diensten, an den Nebenpfeilern glatt; auch hier sind sie durch spitzbogige starkgegliederte Arcaden verbunden, während die Oberlichter, paarweise unter jedem Schildbogen, einfach gehalten und halbkreisförmig geschlossen sind. Nur darin bestehen wesentliche Unterschiede, dass die Wand über den Arcaden, die in Naumburg bis zum Fenstersimse kahl geblieben, hier durch rundbogige Triforienöffnungen kräftig belebt ist, und dass andererseits die ganze Haltung und die Behandlung der Details strenger und ernster erscheint, wozu freilich auch die Härte des zu dem ganzen Gebäude verwendeten rothen Sandsteins wesentlich beigetragen haben mag. Namentlich haben die Kapitäle, die dort von anmuthiger Bildung und mit schwungvollen Blättern ausgestattet sind, einfache Würfelform und keinen oder nur bedeutungslosen Schmuck. Dagegen ist

¹⁾ Vgl. über die Sebalduskirche Kallenbach, Atlas, Taf. 20, 21, und R. v. Rettberg, Nürnbergs Kunstleben, Stuttgart 1854, S. 9. Die Uebereinstimmung jener hornförmigen Consolen mit denen in Riddagshausen (s. oben S. 329) ist höchst auffallend. — E. Förster, Denkmale, Band IV.

²⁾ Abbildungen in (Burckhardt's) Beschreibung der Münsterkirche zu Basel, 1842, bei Gailhabaud, monuments anc. et modernes, Bd. III. und bei E. Förster, Denkmale, Bd. I. Vgl. auch (namentlich über das Chronologische) v. Quast in der Zeitschrift für christl. Archäologie und Kunst II, S. 128 ff.

die räumliche Wirkung eine sehr mächtige, indem die nicht unbedeutende Breite des Mittelschiffes (42 Fuss) neben den verhältnissmässig schmalen Seitenschiffen (14 F.) noch grösser erscheint, und diese Verhältnisse jenseits des Kreuzschiffes im Chore fortgesetzt sind, welcher bei einem Schlusse mit fünf Seiten des Zehnecks die in Deutschland seltene Anordnung eines vollständigen niedrigen Umganges hat. Das Gewölbe, mit frühgothischen Rippen versehen, ist wahrscheinlich nach einem Brande von 1258 erneuert; die obere Haube des Chores, die Façade und die äusseren Seitenschiffe, durch welche das Langhaus fünfschiffig geworden ist, stammen aus einem Herstellungsbau, der durch das Erdbeben von 1356 veranlasst wurde und im Jahre 1363 eine Weihe zur Folge hatte. Die Haupttheile des Gebäudes sind allerdings älter, können aber ihre jetzige Gestalt nicht in dem Bau, zu welchem Kaiser Heinrich II. beisteuerte, erhalten haben. Die in das nördliche Kreuzschiff führende St. Galluspforte, rundbogig und mit romanischen Details, aber mit Statuen zwischen den schlanken Säulen, und mit kräftiger Gliederung der Archivolten, kann nicht früher als gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts gesetzt werden. Das Langhaus wird erst im dreizehnten Jahrhundert entstanden und jenen früher genannten Kirchen gleichzeitig sein. Wahrscheinlich gab ein Brand vom Jahre 1185, von dem wir Nachricht haben, die Veranlassung zur Erneuerung zuerst einzelner Theile und demnächst des Ganzen. Der Chor, obgleich mit der Krypta organisch verbunden und daher wahrscheinlich früherer Anlage, hat seine charakteristische Ausstattung mit zum Theil völlig freistehenden Säulen und phantastischen Sculpturen wohl erst nach der Herstellung des Langhauses im Laufe des 13. Jahrhunderts erhalten.

Auch die Stiftskirche zu Neufchâtel in der Schweiz ist hier zu erwähnen; obgleich schon auf französischem Sprachgebiet liegend, trägt sie in ihrem Chorbau noch völlig deutschen Charakter, nicht nur in der dreischiffigen und mit drei Apsiden schliessenden Anlage, sondern auch im Aufbau, welcher völlig der der bisher beschriebenen Kirchen ist. Die Arcaden und die quadraten Gewölbe sind spitzbogig, die Fenster und das reich gegliederte Portal rundbogig, die Ornamentation deutsch romanisch, aber mit Regungen jenes phantastischen Geistes, den wir auch sonst in dieser Gegend wahrnehmen. Das Langhaus, nach einem Brande erneuert und 1276 geweiht, zeigt dagegen den Einfluss der französischen Gothik¹⁾, welcher dann in den

¹⁾ Vgl. Blavignac in dem Band IV, S. 494 citirten Werke, *Hist. de l'architecture sacrée*, 1853, der hier wie auch sonst zu frühe Entstehungsdaten annimmt. Kugler, *Gesch. d. Baukunst II*, S. 491. — Nach den von Dubois de Montpéroux in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich Band 5 beigebrachten Nachrichten

südlicheren Theilen der westlichen Schweiz schon früher vorherrscht und so der deutschen Schule eine Grenze setzt.

Auch in der östlichen Schweiz finden wir die Wirksamkeit derselben gelähmt. Das Grosse Münster zu Zürich ist eine mächtige Basilika mit einer grossen Empore über den Seitenschiffen und mit quadraten Gewölben, aber durchaus rundbogig und von eigenthümlich voller, schwerer Formbildung welche an lombardische Bauten, namentlich an S. Michele zu Pavia erinnert und jedenfalls älter ist als diese Uebergangszeit. Einzelne Zusätze, namentlich der berühmte Kreuzgang und das grosse Portal der Nordseite¹⁾, scheinen indessen aus dieser Zeit und die Rippengewölbe des Mittelschiffes aus noch späterer, vielleicht aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, zu stammen. Auch der Dom zu Chur, dessen Chor in den Jahren 1178 bis 1208 gebaut ist, gerade schliessend, in derb romanischen Formen und im gedrückten Spitzbogen überwölbt, zeigt eine Mischung deutscher und italienischer Einflüsse und ein dadurch abgestumpftes Formgefühl²⁾. Noch stärker ist der italienische Einfluss in Tyrol, auch in dem deutschen Theile des Landes³⁾. Wenn auch nicht kräftig genug, um Formschöpfungen im italienischen Sinne hervorzubringen, reichte er doch aus, um die lebendige Theilnahme an den von den mittleren Provinzen Deutschlands ausgehenden constructiven Bestrebungen zu hemmen. Der Uebergangsstyl hatte daher hier so gut wie gar keinen Erfolg und romanische, rundbogige Form erhielt sich bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts. Erst jenseits dieser Region finden wir daher

wurde die seit dem 10. Jahrhundert bestehende Kapelle zu Neufchâtel erst um 1158 zur Collegiatkirche erhoben; wodurch dann die von mir angenommene Zeitbestimmung bestätigt wird. Vgl. auch daselbst die Abbildungen.

¹⁾ Die dünnen Säulen und schweren Kapitäle dieses Portals verrathen eine Verwandtschaft mit der Galluspforte am Münster zu Basel. Zahlreiche Abbildungen aus dem Züricher Münster und Kreuzgang in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Bd. I und II.

²⁾ Siehe diese Mittheilungen Bd. XI, Heft 7.

³⁾ Einzelne italienische Motive sind durch Tyrol bis nach Salzburg und Bayern vorgedrungen. So der Gebrauch von wechselnden Lagen weissen und rothen Marmors, der sich selbst in Salzburg an Portalen der alten Pfarrkirche und an St. Peter findet, und die Anlage von Vorhallen mit Säulen, die auf den Rücken von Löwen ruhen, wie sie an der jetzt spätgothischen Kirche zu Botzen, aus einem älteren Bau herstammend, an der Kirche zu Inichen und selbst an der von St. Zeno bei Reichenhall vorkommen. Vgl. Messmer in den Mitth. d. k. k. Centr.-Comm. II, 101 und Heider in dem Jahrbuche derselben II, 30. Es scheint, dass diese letzte Form von St. Zeno in Verona aus zugleich mit dem Cultus dieses Heiligen, der für einen bewährten Helfer in Wassergefahr galt, sich über diese Gegenden verbreitet hatte.

wieder Werke jener deutschen Schule. So zunächst die jetzt den Franciscanern überwiesene alte Pfarrkirche zu Salzburg. Auch sie zeigt noch in ihrem, durch wechselnde Lagen rothen und weissen Marmors verzierten Portale den italienischen Einfluss, aber das Langhaus (denn der Chor ist in glänzenden spätgothischen Formen erneuert) ist ein Bau des Uebergangstiles mit quadraten Gewölben, spitzen Arcaden und gegliederten Hauptpfeilern neben den auf den Frontseiten rechtwinkelig abschliessenden Zwischenpfeilern, also ganz ähnlich den früher beschriebenen Bauten, aber mit derber, einfacher Ausbildung der Details. In Oesterreich selbst gehört zunächst die Stiftskirche zu Wiener Neustadt in diese Reihe, wahrscheinlich im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts begonnen, aber langsam ausgeführt. Im Aeusseren von strenger romanischer Form, mit rundbogigen Portalen und Fenstern, zeigt sie im Innern einen freilich ziemlich unregelmässigen Gewölbebau, mit spitzen Arcaden zwischen schweren, wenig entwickelten Pfeilern und ungleichen, zum Theil dem Quadrate sich nähernden, zum Theil schmalen Gewölbfeldern. Auch die Kirche St. Michael zu Wien, obgleich bei dem Brande Wiens im Jahre 1275 von den Flammen verwüstet und erst 1288 hergestellt, lässt noch bedeutende Ueberreste ihres ersten im Jahre 1221 vollendeten Baues erkennen, wohlgegliederte Pfeiler viereckigen Kerns und spitze Arcaden bei rundbogigen Fenstern. Aber die sehr ungleichen Gewölbfelder sind nicht mehr quadratisch und haben gothisch profilirte Gurten und Rippen. In Mähren gehören endlich hierher die Kirche der Benedictiner zu Trebitsch und die der Cistercienser zu Tischnowitz. Die letzte nähert sich schon mehr entwickelten frühgothischen Formen, während jene die Kirche zu Trebitsch, mit spitzen Arcaden bei rundbogigen Oberlichtern und mit charakteristisch schwerer Pfeilerbildung zu den Uebergangsbauten gehört. Das Langhaus ist jetzt mit einem spätgothischen Tonnengewölbe überdeckt, war aber ursprünglich, wie die Gestalt der Pfeiler ergiebt, auf quadrate Ueberwölbung berechnet. Sehr eigenthümlich ist der Chor, der, weil durch feste Mauern mit rundbogigen Oberlichtern von den Seitenräumen getrennt, eine einschiffige Fortsetzung des Mittelschiffes darstellt, die mit fünf Seiten des Achtecks schliesst, und vor dieser Schlussabtheilung zwei quadrate Felder enthält, welche dann aber nicht wie gewöhnlich mit vier oder sechs Kappen quadratisch, sondern, indem quergelegte Rippen die vier Ecken abschneiden, dem Polygonschlusse entsprechend, mit kuppelförmig ansteigenden achteckigen Rippengewölben überdeckt sind. Die derbe Bildung dieser Rippen und ihrer von Wandconsolen aufsteigenden Dienste beweist, dass diese Anlage die ursprüngliche, etwa dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts angehörige ist, und zeigt die Vorliebe dieser Zeit für ungewöhnliche Formen. Die polygone Altarnische lässt dann endlich in der zierlichen Belegung ihres Innern auch die decorativen Tendenzen dieser

Zeit, und zwar in einer an rheinische Schule erinnernden Weise zum Ausdruck kommen. Auf eine Spitzbogenarcatur folgen Radfenster, denen Säulen als Speichen dienen, und darüber gekuppelte Rundbogenfenster, die in einen Umgang in der Mauerstärke führen¹⁾. Viel schlichter ist die Klosterkirche zu Trebnitz, die einzige erhaltene grössere Kirche romanischen Styles in Schlesien, welche darthut, wie der Fortschritt in der architektonischen Entwicklung, besonders die Ausbildung des Gewölbebaues hier zugleich mit der Germanisirung des Landes begründet wurde. Wie die Cistercienserinnen, denen Herzog Heinrich der Bärtige und seine Gemahlin, die heilige Hedwig, im Jahre 1203 das Kloster gründeten, aus der Gegend von Bamberg kamen, so werden auch deutsche Werkmeister den Bau ausgeführt haben, dessen Weihe 1219 stattfand. Aber dieses Datum hat wohl nur auf Chor und Querhaus Bezug, welche einfache Kreuzgewölbe mit breiten Gurten und Rippen zeigen, während die Vierungsbögen spitz sind, und ebenso wohl ursprünglich die Arcaden, obgleich die Modernisirung, welche die Kirche während der Zopfzeit erlitten, dies nicht mehr erkennen lässt. Bei ganz schlichten rechteckigen Pfeilern mit Vorlagen nur nach den Schiffen treten im Langhause sechstheilige quadratische Gewölbe auf²⁾.

Die meisten der bisher betrachteten Gewölbebauten zeigen augenscheinlich, dass ihre Erbauer ausschliesslich mit der Anwendung der neuen constructiven Formen des Spitzbogens und der Wölbung beschäftigt waren und von dem hergebrachten Style nur so weit abwichen, als sie dazu durch diese genöthigt wurden. Die Ornamentation gehört noch ganz dem älteren Style an, sie ist aber auch, vielleicht mit einziger Ausnahme des Bamberger Domes, ziemlich dürftig, die ganze Erscheinung ist, weit entfernt von der Anmuth und Harmonie früherer sächsischer Bauten, vielmehr strenge und spröde. Wie einfach ist selbst der Naumburger Dom, der doch zu den reicheren Gebäuden dieser Gruppe gehört, im Vergleich mit der St. Michaeliskirche zu Hildesheim, in der nicht bloss die Kapitäle viel prachtvoller, sondern auch die Säulenbasis und die Scheidbögen in ihrer Unteransicht mit reichen Mustern, die Wände mit Relieffiguren geschmückt sind; man vergleiche ferner alle eben beschriebenen Kirchen mit den viel älteren von Paulinzelle oder von Huyseburg, um zu fühlen, wie sehr es diesen neuen Meistern

¹⁾ Vgl. Beschreibung und Abbildungen der Kirche zu Salzburg im Jahrbuch der k. k. Centr.-Comm., Bd. II, S. 35 ff., Portal Taf. IV.; St. Michael zu Wien in den Berichten des Wiener Alterthumsvereins, Bd. III, und darnach in den Mittheilungen d. k. k. Centr.-Comm., Bd. IV, S. 305; Wiener Neustadt und Trebitsch in den Mittelalterl. Kunstdenkmälern des österr. Kaiserstaates, II, S. 176 ff. u. Taf. XXXI—XXXV, S. 67 ff. u. Taf. XIII—XVII; Tischnowitz im Jahrbuch, III, S. 249 ff. u. Taf. I—IV.

²⁾ Luchs, Stilproben, S. 8 ff. u. Taf. I.

nur auf Solidität und Ernst der Construction ankam, wie sehr sie diesem Zwecke den Reichthum des Schmuckes und selbst die Anmuth der Verhältnisse opferten. Sie unterscheiden sich dadurch sehr merklich von der decorativen Tendenz des rheinischen Styles und nähern sich der strengeren Richtung der Cistercienser und des Ziegelbaues. Unmittelbare architektonische Entlehnungen sind zwar nicht nachzuweisen, wohl aber darf man einen geistigen Einfluss annehmen, den der allverbreitete Orden und die aus allen Gegenden Deutschlands stammenden Kolonisten der wendischen Länder vermöge ihrer verwandten strengen sparsamen und militärischen Richtung in weiteren Kreisen ausübten und der eine Reaction gegen die Pracht der spätromanischen Zeit und eine Vorliebe für einfache und selbst spröde Solidität hervorbrachte. Es ist nicht zu vergessen, dass nicht bloss die Städte, die immer mehr aufblüheten, sondern auch die Verhältnisse der deutschen Territorialherren, welche die Entfernung der Kaiser nutzten um ihre Hausmacht zu begründen, einen bürgerlich sparsamen Sinn beförderten, der jener strengen Richtung verwandt war und auch zu architektonischer Einfachheit neigen mochte.

Allein diese Reaction war doch nur eine vorübergehende Strömung; sobald der erste Eifer für jene neuen constructiven Formen vorüber war und man sie mit grösserer Leichtigkeit handhabte, lebte auch die Neigung für mannigfaltigen und individuellen Schmuck wieder auf. Aber sie äusserte sich nun in anderer Weise, als bisher, man mochte fühlen, dass die halbkreisförmigen concentrischen Archivolten und die vollen Linien der romanischen Architektur mit dem bereits vorherrschenden Spitzbogen nicht wohl übereinstimmten, man nahm daher die schlankeren Decorationsformen des rheinischen Styles auf, und wandte die Ringsäule, den Kleeblattbogen, gebrochene Linien aller Art, und zwar in einer Weise an, welche eine Herleitung von rheinischen Bauten nicht wohl bezweifeln lässt. Der Georgenchor des Domes zu Bamberg mit seiner fünfseitigen Apsis, mit den reich gegliederten und gedrängten Fenstern und mit der Zwerggalerie erinnert an die ältere Concha des Münsters zu Bonn, die östlichen Thürme dieses und des Naumburger Domes in ihrer oberen achteckigen Hälfte, das Hauptportal der Kirche zu Mildensfurth¹⁾ mit Ringsäulen und feinerer Gliederung der Archivolten tragen rheinische Züge. Dasselbe bemerken wir an vielen anderen Stellen. An der Westseite des Domes zu Halberstadt sehen wir die Portale mit Ringsäulen besetzt, die rundbogigen Oeffnungen der beiden inneren Flügel des Mittelportals zu einem Kranze von kleinen Bögen ausgezackt, das grosse Bogenfeld selbst statt mit Reliefs durch eine treppenförmig aufsteigende Arcatur gefüllt, und überhaupt an der ganzen Façade eine Verschwendung

¹⁾ Puttrich, Abth. I, Bd. II, Serie Reuss, Taf. 9, a.

unverhüllter Kleeblattbögen, wie in Gelnhausen und in anderen rheinischen Bauten¹⁾. Der Dom hatte nach einem Brande vom Jahre 1181 eine Herstellung erhalten, welche im Jahre 1220 beendet war; indessen scheinen die Formen des Portals, namentlich die reiche Gliederung der Archivolten, schon über die Tendenzen selbst des rheinischen Styles dieses Jahres hinauszugehen; man wird diesen Theil daher dem Bau zuschreiben müssen, welchen der Probst Semeca im Jahre 1237 begann²⁾. Gleichzeitig ist auch der rechtwinkelig geschlossene Chor des Domes zu Nordhausen, dessen lancetförmige Fenster mit Ringsäulen besetzt sind, und der ungeachtet seiner Uebergangsformen doch noch das eigenthümliche Gepräge bescheidener Anmuth hat, welches die älteren sächsischen Bauten charakterisirt. Er ist der Ueberrest der nach einem Brande von 1234 begonnenen und 1267 geweihten Kirche³⁾. Der Zeit um 1230 — 1240 werden dann auch der achteckige Thurm der St. Blasiuskirche zu Mühlhausen⁴⁾, dessen Kleeblattfenster wieder an die Kirche zu Gelnhausen erinnern, und das spitzbogige Portal mit schlanken Säulen und noch fast romanischen Kapitälern an der Liebfrauenkirche zu Arnstadt⁵⁾ angehören. Auch hier mögen die Mönchsorden und namentlich die Cistercienser, nachdem sich ihre Scheu vor reicheren Formen verloren hatte, zur Verbreitung des rheinischen Styles beigetragen haben, indem wir in mehreren ihrer Bauten sehr zierliche Arbeiten dieser Art finden. Dahin gehört zunächst die Vorhalle (das Paradies) der Klosterkirche zu Maulbronn im Württembergischen, welche in der zierlichen Behandlung der Ringsäulen und Kleeblattbögen einen unmittelbaren Einfluss des rheinischen Styles verräth. Zwar ist hier noch vorherrschend der Rundbogen angewendet, aber die Gewölbe und ihre Schildbögen sind spitzbogig, ihre Rippen, wenn auch noch als Rundstäbe, doch schon in einer der gothischen Weise annähernden Weise profilirt, die Aussenmauern mit ausgebildeten Strebpfeilern bewehrt, und das Bogenfeld der Doppelfenster ist mit einer kreisförmigen Oeffnung zwischen den Spitzen des Kleeblattes versehen, welche an gothisches Maasswerk erinnert⁶⁾. Sehr wahrscheinlich

¹⁾ Abbildung bei Kallenbach a. a. O. Tafel 19. Lucanus, der Dom zu Halberstadt. Förster, Denkmale, VIII.

²⁾ Wie dies schon von Quast in der Zeitschrift für Bauwesen 1851 angenommen hat.

³⁾ Puttrich, Abth. II, Bd. II, Serie Mühlhausen, Taf. 12 und S. 13.

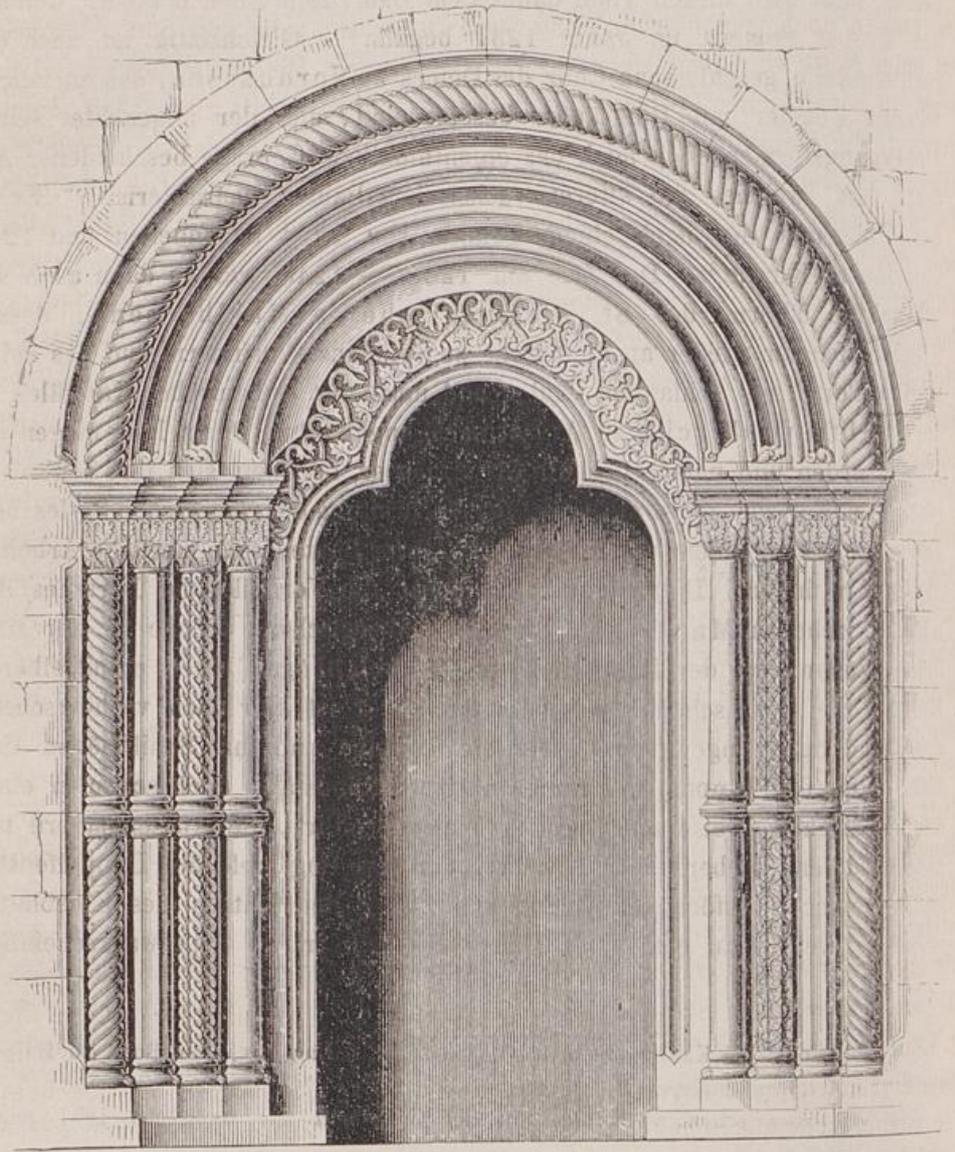
⁴⁾ Daselbst Taf. 7, 8, 11,

⁵⁾ Puttrich, Abth. I, Bd. 1, Serie Schwarzburg, Taf. 4.

⁶⁾ Eisenlohr, Mittelalterliche Bauwerke im südwestl. Deutschland, Heft 1—4, giebt eine Reihe von Abbildungen der einzelnen Gebäulichkeiten dieser grossartigen und wohl erhaltenen Klosteranlage. Vgl. auch Kallenbach a. a. O. Tafel 31. — Förster, Denkmale, VII.

fällt daher der Bau in eine Zeit, wo die Meister den Spitzbogen sehr wohl kannten und ihn da, wo sie seiner Tragkraft bedurften, wohl angewendet haben würden, während sie hier bei kleineren und leichteren Verhältnissen

Fig. 95.



— 10 F. Rh.

Kapelle zu Heilsbronn.

den Rundbogen vorzogen und gerade durch seine Verbindung mit dem Kleeblattbogen und den schlanken Ringsäulen des rheinischen Styles ein überaus reizendes und anmuthiges Werk hervorbrachten. Diese rheinischen

Formen finden wir dann auch in grösserer Entfernung vom Rheine in den österreichischen Cistercienserklöstern, in dem Kreuzgange von Heiligenkreuz¹⁾, in denen von Zwetl²⁾ und Lilienfeld³⁾, und auf fränkischem Gebiet im Cistercienserklöster zu Heilsbronn bei Anspach, an einer kleinen, aber äusserst zierlichen Nebenkapelle, besonders an ihrem Portale. Dieses hat im Ganzen noch romanische Anlage und Decoration; die vier Säulenstämme auf jeder Seite sind nach dem Gesetze rythmischen Wechsels, das wir schon sonst an romanischen Portalen kennen gelernt haben, theils glatt, theils reich verziert, die Kapitäle schlanke Würfel; von den vier Archivolten ist nur die äussere als Rundstab dem Säulenstamme gleich gebildet, während die anderen die sächsische Auskerbung der Ecken mit dem Ablaufe haben. Dabei aber sind die stark verjüngten schlanken Stämme durch wohlgegliederte Ringe getheilt und die Thüröffnung steigt kleeblattförmig in das Bogenfeld hinein. Die Kapelle selbst hat einfache rundbogige Fenster, aber schon wirkliche Strebepfeiler mit Wasserschlagen und Gesimse mit tiefen Auskehlungen, so dass wir das kleine Gebäude gewiss nicht früher als um 1230 datiren können.

So sehen wir denn etwa um 1230 die Tradition des romanischen Styles und mit ihr die localen Traditionen der einzelnen Provinzen in allen Theilen Deutschlands gründlich gebrochen. Zwar verschwanden die Reminiscenzen an diese architektonische Vergangenheit nicht ganz; wir haben schon gesehen, wie der Meister der goldenen Pforte in Freiberg ihnen in bewusster Weise und mit Benutzung gothischer Formen huldigte. Aber es war dies hier und in anderen Fällen doch nur eine individuelle Geschmacksäusserung, nicht die Folge bleibender und unbeschränkter Herrschaft des Herkommens. Zwar blieben Verschiedenheiten bestehen; die Bauten des Ziegelbaues, der Rheinlande und Westphalens behielten noch immer ein charakteristisches Gepräge. Aber es war doch eine grössere Einheit angebahnt; wie die decorativen Formen des rheinischen Styles sich weithin verbreitet hatten, finden wir auch am Rheine einzelne Bauten strengerer Richtung, wie beispielsweise die schon erwähnte Stiftskirche zu Gerresheim bei Düsseldorf und die St. Cunibertskirche zu Köln. Ein festes Princip, aus dem sich ein völlig neuer Styl consequent entwickeln konnte, war freilich überall nicht gegeben; eine vorherrschende Schule entstand nicht. Deutschland hatte eben keine Centralgegend, in welcher die Nachrichten aus den Provinzen zusammenströmten, in der sich die Uebung rascher Combination, der Geist systematischen Fortschrittes ausbilden konnte. Jeder einzelne Meister war auf

¹⁾ Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates, Bd. I.

²⁾ Ebenda, Bd. II.

³⁾ Jahrb. der k. k. Centralcommission, Bd. II.

sich selbst, auf seine Fähigkeiten, auf die Kenntnisse beschränkt, welche sein Lerneifer ihm verschaffte, zu welchen ihm Gelegenheit geworden war. Aber gerade diese Lage der Dinge gewährte dem strebenden Architekten eine Fülle von Mitteln, wie die Kuust sie kaum je besessen, und welche, von geschickter Hand und in maassvoller Haltung angewendet, sehr bedeutende Leistungen gestattete. Wer die Münster von Bonn und Bamberg, die Vorhallen von Kloster Laach und Maulbronn oder auch nur manche andere der erwähnten Bauten gesehen hat, wird es begreiflich finden, dass viele der Zeitgenossen an diesen reichen, belebten und individuellen Formen hingen und keine Aenderung wünschten.

Siebentes Kapitel.

Der deutsche frühgothische Styl.

Wie wir gesehen haben, zeigt der deutsche Uebergangsstyl im Ganzen, ausser der Anwendung des Spitzbogens und des Rippengewölbes, keine bestimmte Hinneigung zu den Tendenzen des eigentlich gothischen Styles. Strebebögen kommen zwar hin und wieder, aber von geringem Umfange und an untergeordneten Stellen, Strebebögen fast nur an einigen Cistercienserkirchen und als schwache Versuche vor, der Gedanke eines durchgeführten Strebesystems scheint noch ganz unbekannt. Statt des Kapellenkranzes ist die einfache Polygonnische, statt der Säule oder des kantonirten Rundpfeilers der Pfeiler viereckigen Kernes, statt der kühnen, auf die einzelnen Gewölbgurte berechneten Dienste die hoch hinaufsteigende Halbsäule noch immer wie in den älteren romanischen Gewölbebauten angewendet. Indessen finden wir in einzelnen Fällen schon im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts, anfangs seltener, nachher häufiger Formen, die nach Frankreich hinweisen. Da man einmal den Weg ruhigen Beharrens bei den überlieferten Localformen verlassen und den des Suchens und Strebens, des Erfindens und der Aneignung fremder Erfindungen betreten hatte, kann es nicht auffallen, dass unsere Meister auch die Fortschritte des Nachbarlandes, wenn sie mit ihnen bekannt wurden, benutzten, und dass der französische Styl, der jedenfalls den Vorzug grösserer Consequenz hatte, allmählig mehr und mehr Einfluss gewann. Dies geschah aber nicht, wie man vermuthen könnte, in der Weise, dass er zuerst über die westlichen Grenzen Deutschlands eindrang und dann langsam weiter nach Osten vorschritt. Vielmehr tauchen schon ziemlich früh Anklänge an französische Form an verschiedenen, von einander ent-